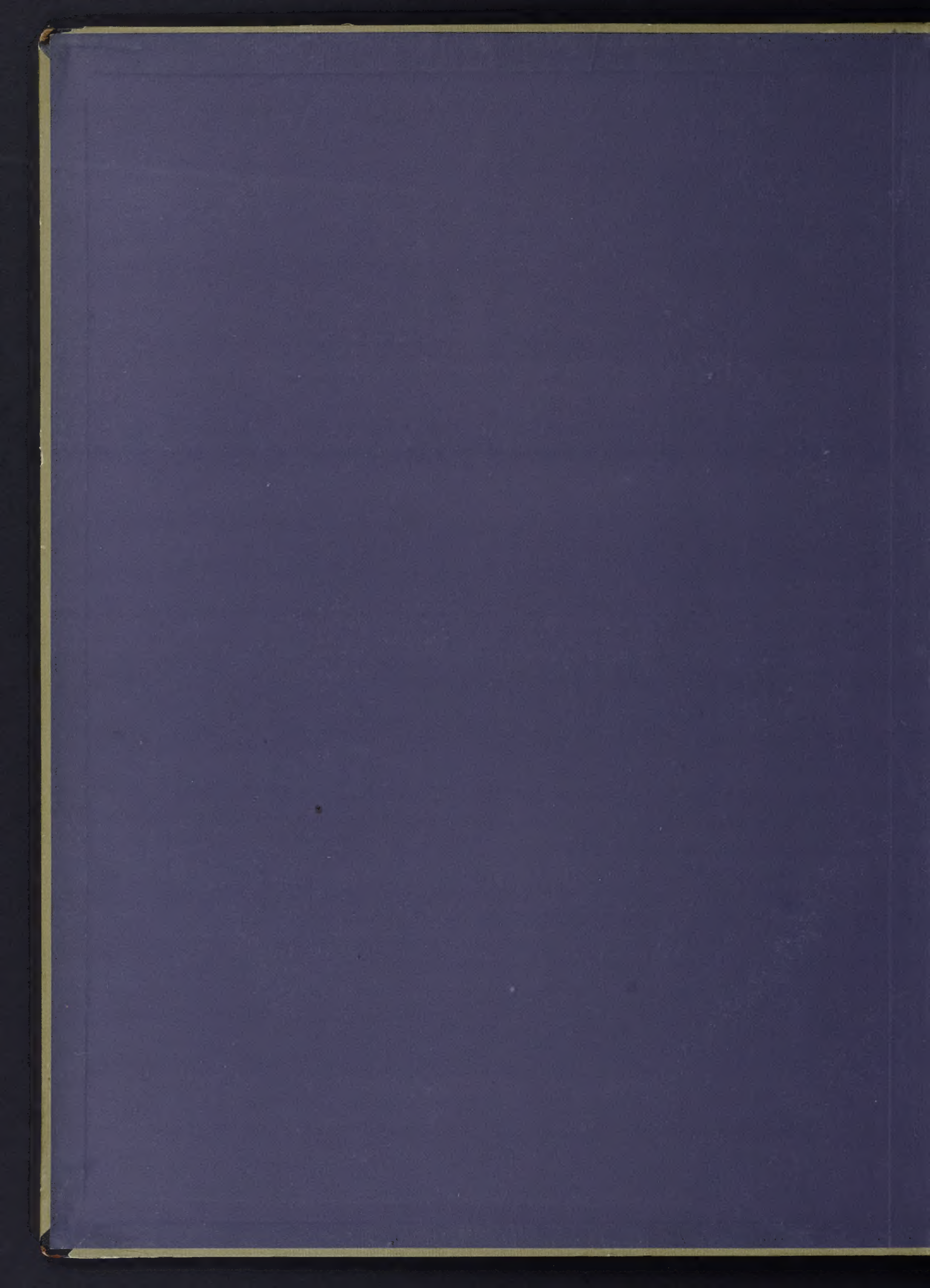
A. VON LE COQ

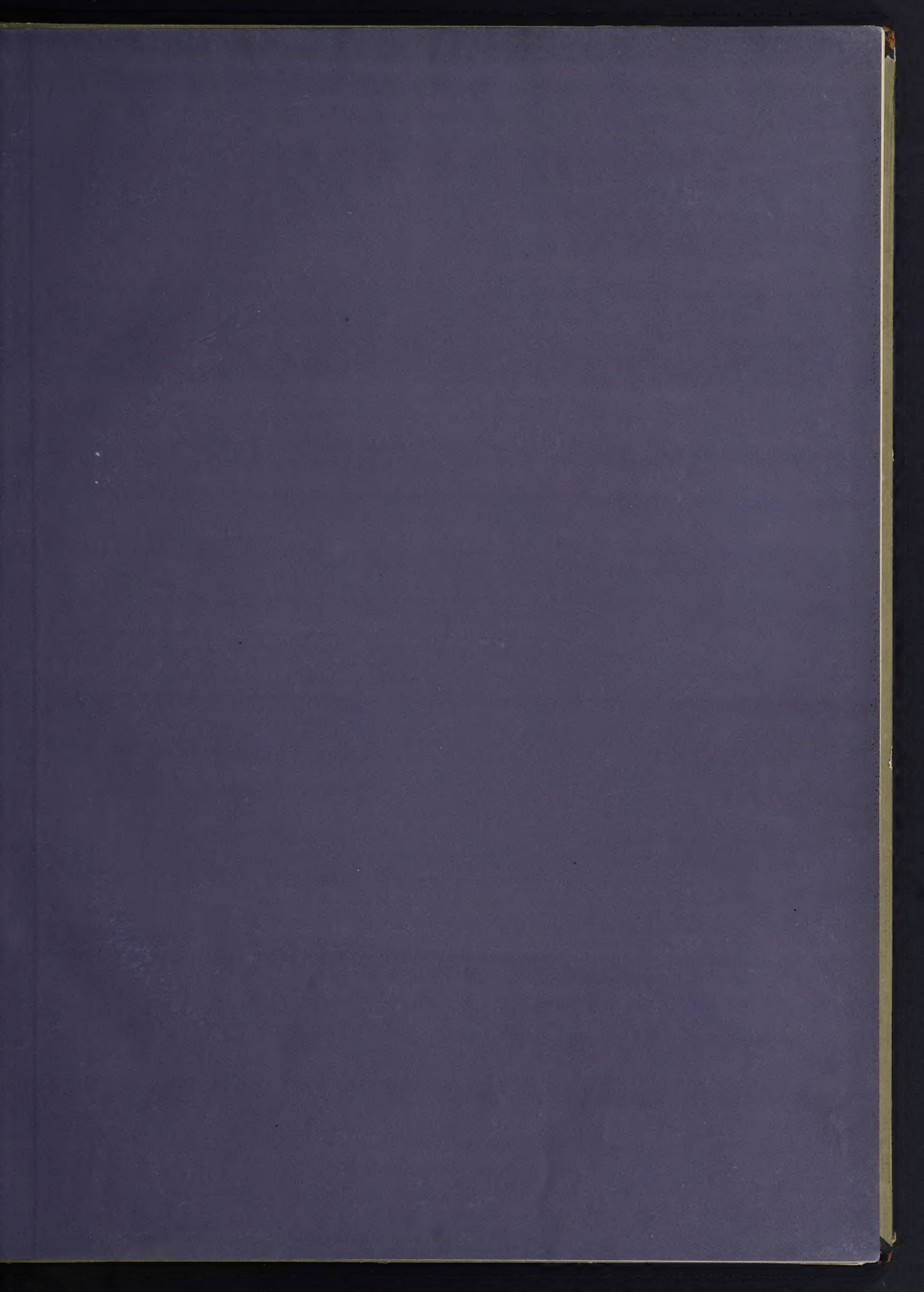
DIE BUDDHISTISCHE SPÄTANTIKE IN MITTELASIEN

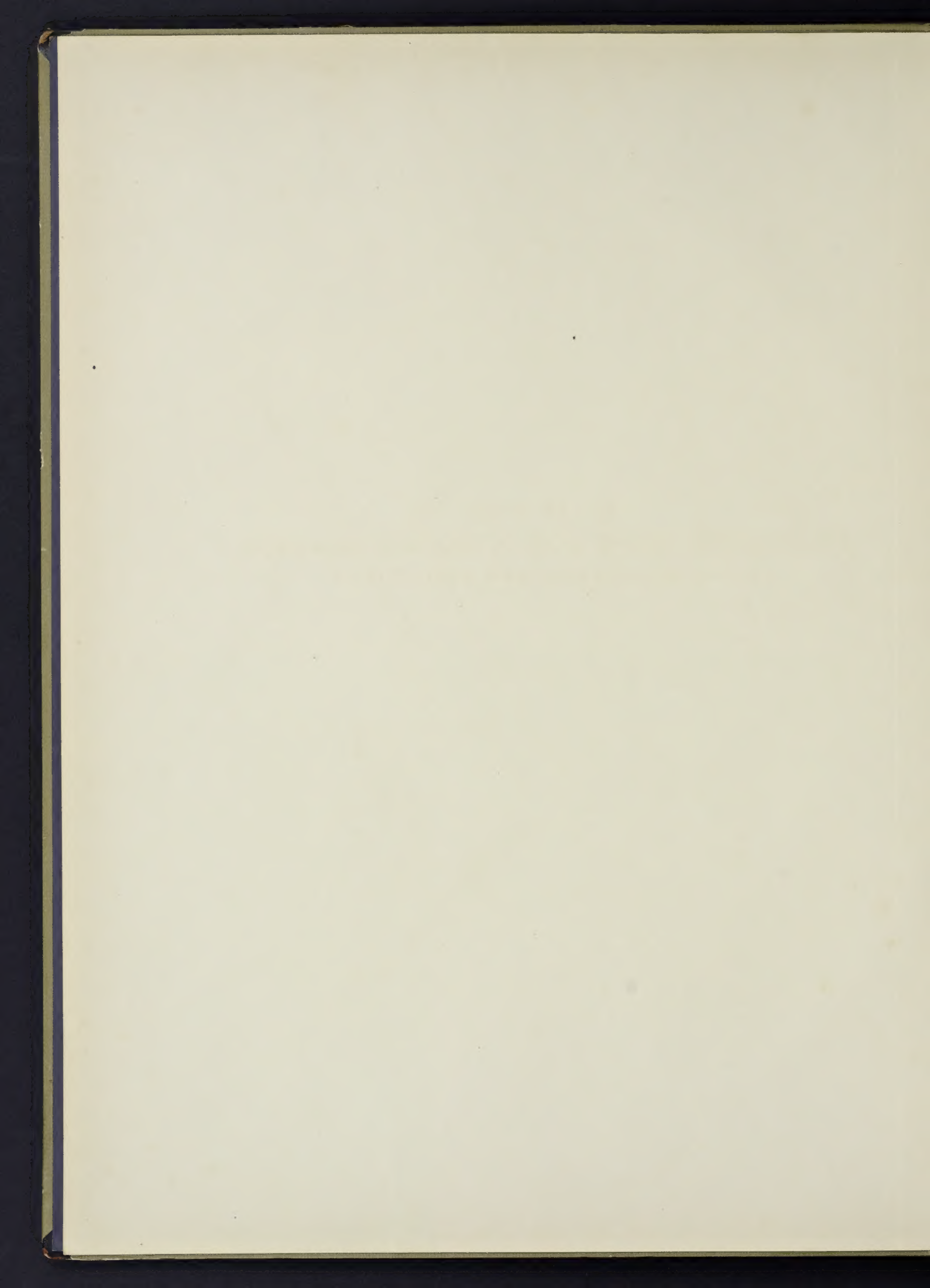


DIE MANICHAEISCHEN MINIATUREN

VERLAG DIETRICH REIMER
ERNST VOHSEN / BERLIN



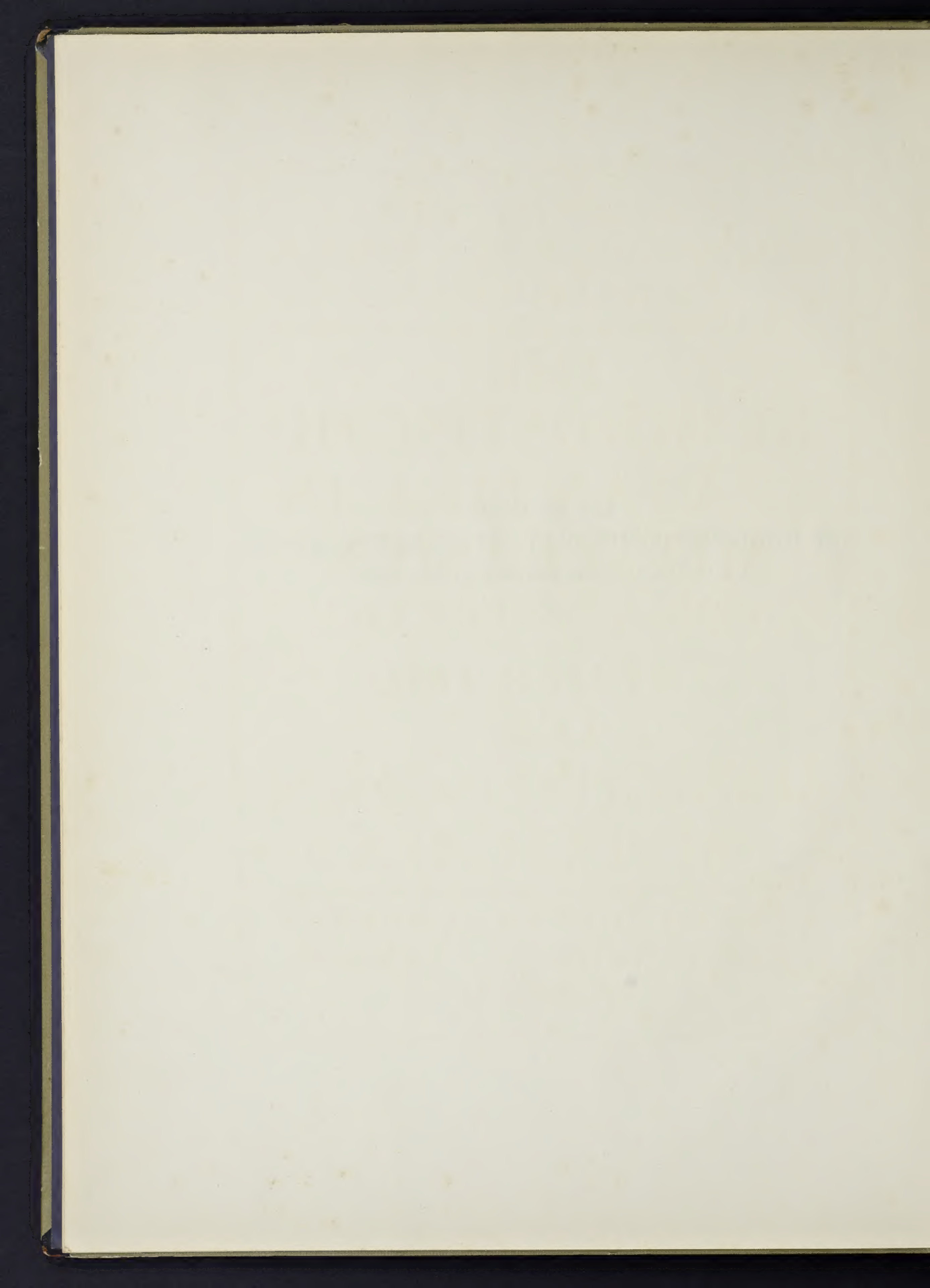




A. v. LE COQ

DIE BUDDHISTISCHE SPÄTANTIKE MITTELASIENS

II. DIE MANICHÄISCHEN MINIATUREN



ERGEBNISSE DER
KGL. PREUSSISCHEN TURFAN-
EXPEDITIONEN

DIE BUDDHISTISCHE SPÄTANTIKE IN MITTELASIEN

VON A. VON LE COQ

ZWEITER TEIL

DIE MANICHAEISCHEN MINIATUREN

VERLAG DIETRICH REIMER
ERNST VOHSEN / BERLIN
MCMXXIII

TEIL I. DIESES WERKES ERSCHIEN IM HERBST 1922 UND BEHANDELT DIE MITGEBRACHTEN PLASTIKEN, ER ENTHÄLT 10 FARBIGE UND 30 EINFARBIGE LICHTDRUCKTAFELN, SOWIE 5 KUPFERDRUCKE * DIE WEITEREN TEILE DIESES WERKES WERDEN ENTHALTEN: III. DIE WANDMALEREIEN. MIT 11 FARBIGEN UND 15 SCHWARZEN LICHTDRUCKTAFELN; IV. ATLAS ZU DEN WANDMALEREIEN. MIT 14 FARBIGEN UND 6 SCHWARZEN LICHTDRUCKTAFELN IN DER GRÖSSE VON 50 × 60 CM

EINBAND UND DRUCKAUFSICHT: GEORG ALEXANDER MATHÉY
FARBIGE LICHTDRUCKE VON ARTHUR KOLBE IN DRESDEN * EINFARBIGE LICHTDRUCKE VON W. NEUMANN & CO. IN BERLIN * DRUCK VON J. J. AUGUSTIN, GLÜCKSTADT * EINBÄNDE: BUCHBINDEREI DER VERLAGSHANDLUNG

VORWORT

Dieser Band bringt die farbentreuen Druckwiedergaben der wichtigeren manichäischen Miniatur-Malereien auf Seide und auf Papier in unserer Sammlung. (Für andere Fragmente dieser Art vergl. A. v. Le Coq, *Chotscho*, Taf. 4.) Sie entstammen sämtlich den deutschen Grabungen in der Oase von Turfan und bilden einen durch Seltenheit, Schönheit und wissenschaftliche Bedeutung einzigartigen Bestandteil der an sich über alle Erwartung reichen Ergebnisse der preußischen „Turfan“-Expeditionen.

Es ist zu bedauern, daß diese Forschungen nicht einige Jahre früher unternommen werden konnten, denn kurze Zeit vor dem Eintreffen unserer ersten Expedition haben türkische Bauern beim Niederlegen einer Ruine im Südostviertel der Stadt Chotscho nicht weniger als fünf der großen landesüblichen Karren mit z. T. auf das reichste illuminierten manichäischen Büchern, von abergläubischer Scheu ergriffen, in die Fluten des östlich von der Stadtmauer verlaufenden Kanals ausgeleert. Unsere späteren Expeditionen haben weniger und weniger von Kostbarkeiten dieser Art gefunden und den Forschern anderer Nationen, die wie wir in der Oase von Turfan, diesem Hauptfundort manichäischer Altertümer, gearbeitet haben, ist, soviel wir wissen, infolge ihres späteren Erscheinens nicht eine einzige manichäische Miniatur zugefallen.

Den Miniaturen sind zwei Wiedergaben von Resten größerer Wandgemälde hinzugefügt worden, weil uns erstens daran lag, die Einheit der Kompositions- und Malweise zu zeigen, die die Wandgemälde wie die Miniaturen beherrscht und zweitens weil die Darstellungen auf diesen Bruchstücken wichtig genug sind, um in diesem Buche mit abgebildet zu werden.

Ursprünglich war beabsichtigt, diese Miniaturensammlung als Anhang zu dem die buddhistischen Wandgemälde enthaltenden Bande erscheinen zu lassen; Schwierigkeiten verschiedener Art haben aber diese Absicht vereitelt und uns veranlaßt, diese Miniaturen als selbständiges Buch herauskommen zu lassen. Die Wandgemälde, besonders jene, die ihrer Größe halber, in großem Format (50 × 60 cm) wiedergegeben werden müssen, beanspruchen eine sehr zeitraubende Behandlung, auf deren Beendigung die Miniaturen nicht warten können.

Ein Überblick über die Gesamtheit der Malereien wird somit erst nach Herstellung der letzten zwei Bände buddhistischer Malereien möglich sein, und dieses Buch, dessen Inhalt im Widerspruch zu dem allgemeinen Titel *„Buddhistische Antike Mittelasiens“* zu stehen scheint, ist als Anhang zu jenen zwei Bänden zu betrachten.

Auch dieser Band wendet sich an die ganze gebildete Welt, und sein Text ist daher möglichst knapp und einfach gehalten. Da weder der Raum, noch der Zweck dieses Buches ein Eingehen auf die religiösen Anschauungen der Manichäer gestattet, haben wir uns begnügt, eine Liste derjenigen Bücher hinzuzufügen, aus denen man sie kennen lernen kann; die frühen christlichen Berichte sind aber vernachlässigt worden, da sie meist zu parteiisch sind, um Anderen als Gelehrten ein guter Wegweiser zu sein. Den Gelehrten aber sind diese Berichte zur Genüge bekannt.

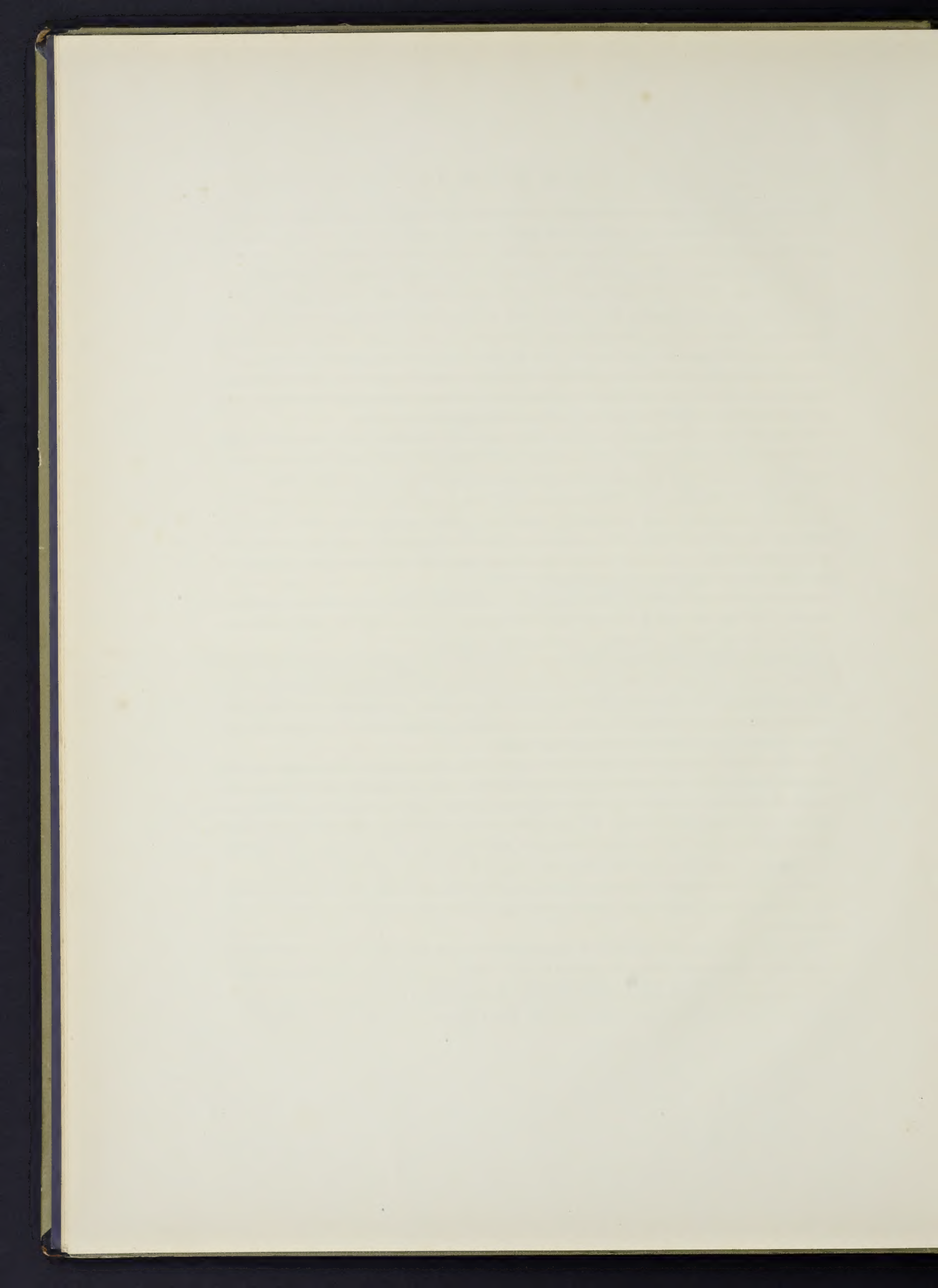
Wir haben es dagegen für nötig gehalten, einige Worte über die Verbreitung der manichäischen Religion zu sagen und einen ganz kurzen Abriß des Lebens ihres Stifters hinzuzufügen. In diesem Abriß folgen wir, hauptsächlich und öfters *verbatim*, dem *Fihrist* des *Abû'lfaradsch Muḥammad ben Isḥaḳ al-Warrâḳ*, bekannt unter dem Namen *Ibn Abî Ja'ḳûb an-Nadîm*, in der Übersetzung und mit den Anmerkungen Flügels. Diese 987—88 n. Chr. verfaßte Schrift eines muhammedanischen Gelehrten scheint uns mit so großer Sachkenntnis und mit einer für jene Zeit so auffallenden Objektivität verfaßt zu sein, daß wir ihn, trotz seiner Dürftigkeit, vorzugsweise benutzen, ohne dadurch den Wert anderer muhammedanischer Quellen herabsetzen zu wollen.

Herr Dr. A. Herrmann hat auch dieses Buch durch eine von ihm nach den bisher vorhandenen Materialien zusammengestellte Karte der Oase von Turfan bereichert, eine wertvolle Unterstützung, für die ich mir erlaube ihm hier meinen warmen Dank auszusprechen.

Schließlich ist es mir eine angenehme Pflicht zu erwähnen, daß Herr Kunstmaler F. Klimesch bei der viele Schwierigkeiten bietenden Wiedergabe der Miniaturen sich höchst erfolgreich bemüht hat. Auch ihm sei mein Dank ausgesprochen.

DAHLEM-BERLIN, IM MAI 1923

A. V. LE COQ.



EINLEITUNG

VERBREITUNG DES MANITUMS

GRUNDZÜGE DES MANITUMS. Keine andere Religion hat in Südeuropa, Nordafrika und Westasien mit der jungen christlichen Kirche in einem so hartnäckigen und so erfolgreichen Wettbewerb gestanden, wie der Manichäismus oder besser das Manitum.

Von dem Perser Mani[1] um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Ära gestiftet, war das Manitum keineswegs eine ketzerische christliche oder zoroastrische Sekte, sondern eine jüngere selbständige neue Religion, und zwar, wie Christentum und Buddhismus, eine Weltreligion.

Es war ein vielumfassender Synkretismus in Gestalt einer seltsamen Naturphilosophie auf Grundlage des mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durchgeführten iranischen Dualismus. In dieses iranische Rahmenwerk aber hat Mani, wie es scheint ziemlich unvermittelt, christliche und buddhistische Elemente hineingezwängt, und diese Mischung durchsetzt mit Bestandteilen der alten babylonischen Volksreligion.

So erscheint in dieser phantastischen Mischreligion die ganze Mythologie des Avesta und die Götter und Dämonen der Babylonier, der Name unseres Heilands und seiner Jünger tritt auf neben dem des Buddha und seiner Schüler; Mani, der sich für den jüngsten der Propheten ausgab, für den Paraklet, der das Werk seiner Vorgänger Buddha, Zoroaster und Christus fortzuführen und zu beendigen hatte, hat christliche und buddhistische Schriften einfach ganz oder im Auszug seiner Lehre einverleibt. Es gibt u. E. nichts Christliches, Zoroastrisches, Buddhistisches oder Babylonisches, das in seinen Lehren nicht auftreten könnte.

Dieser Umstand erlaubte den Manichäern, unter Christen oder Buddhisten durch Betonung der christlichen oder buddhistischen Bestandteile ihres Synkretismus nach Belieben sich für eine Sekte der einen oder der anderen Religionsgesellschaft auszugeben.

Der Hauptinhalt der Lehre ist der Kampf des Lichtes mit der Finsternis, in dem das Licht zunächst eine Niederlage erleidet. Die Finsternis bemächtigt sich einer Anzahl von Lichtteilen, verschlingt sie, und vermischt sich mit ihnen.

Zur Loslösung und Errettung dieser Lichtteile von der Umklammerung durch die Finsternis, die mit der Materie gleichgesetzt wird, erfolgt nach einem erneuten, diesmal siegreichen Kampf mit der Finsternis durch Emanationen des Lichtgottes, die Schöpfung unserer Erde mit ihren Himmeln und Gestirnen, sowie des ersten Menschenpaares, aus den mit Finsternis gemischten Lichtteilen.

Um die Errettung dieser Lichtteile aber zu verhindern, bedient der Dämon der Finsternis sich der den Menschen innewohnenden Sinnenlust: durch die immer von neuem, bei jeder Geburt sich wiederholende Zerteilung der in den Eltern vorhandenen Lichtelemente in die Körper der Kinder, soll das Licht in diesen Körpern allmählich so verringert werden, daß eine Trennung von der Materie des Körpers unmöglich wird. Die Zeugung ist also das wichtigste Kampfmittel des Fürsten der Finsternis.

Da das Manitum den Charakter einer streng asketischen Religion trug, die ihren Anhängern nicht nur jeden Geschlechtsverkehr, sondern auch den Genuß von Fleisch und Wein, den Besitz von weltlichen Gütern jeder Art, kurz alles was sie an diese, dem Ursprung nach dämonische Welt fesseln konnte, auf das schärfste untersagte, versteht es sich von selbst, daß nicht alle Manichäer die vollen Weihen ihrer Religion empfangen konnten. Mani hat vielmehr seinen Jüngern eine zwiefache Moral vorgeschrieben,[2] die eine von mönchartiger Strenge, für die enthusiastischen Geister, die diese Welt vollkommen aufgeben

---

[1] Manichaeus, Μανιχαιος Μανης sind die Namen, unter denen er im Westen bekannt war. Die Christen nannten ihn auch wohl, mit höhnischer Verstümmelung der graecisierten Form des Namens Μανης, *den Rasenden*, ὁ μανεις.

[2] Die überlieferte Vorschrift über die Aufnahme in die manichäische Gemeinde lautet wie folgt.

„Wie der Mensch in die Religion eintreten soll.

„Wer, befiehlt Mani, in die Religion eintreten will, dem liegt ob, daß er sich selbst prüfe, und wenn er sieht, daß er die Sinnenlust und die Habgier zu bezähmen, daß Essen aller Art Fleisch, das Weintrinken und den ehelichen Beischlaf lassen und sich des Schädlichen des Wassers und des Feuers, der Zauberei und der Heuchelei zu entschlagen vermag, so trete er in die Religion ein; wenn er aber alles dieses nicht vermag, so unterlasse er seinen Eintritt. Liebt er die Religion, vermag jedoch den Sinnenreiz und die Habgier nicht zu dämpfen, so mache er sich die Bewahrung der Religion und der Wahrhaftigen zu nutze [zur Aufgabe] und begegne seinen verwerflichen Handlungen durch (Benutzung) von Gelegenheiten, wo er

wollten, um durch Lehre und Beispiel, Gebet und Fastenübungen die Verbreitung ihres Glaubens und die Befreiung des Lichtes von der Umklammerung der Finsternis zu fördern, die andere, weit mildere, für lauere Seelen, die zwar die Neigung, aber nicht die Kraft besaßen, dem Beispiel ihrer vollkommeneren Glaubensgenossen zu folgen.

ELECTI UND *AUDITORES.* Die erste dieser zwei Klassen führte den Namen der *Wahrhaftigen (ṣiddîqûn)* der *Vollkommenen (perfecti)* oder, wie wir sie stets benennen, der *Auserwählten (electi).* Diese wohl nie sehr zahlreiche Klasse lebte in vollkommener Zurückgezogenheit von der Welt; äußerlich durch ihre weißen Ritualgewänder von der anderen, niedrigeren Klasse unterschieden, durften die *electi* niemals im engen Verkehr mit ihr stehen, sondern mußten von Ort zu Ort wandernd, für Ausbreitung und richtige Ausübung der Lehre sorgen. Da sie keinen Besitz haben durften und der Erwerb von Mitteln zum Lebensunterhalt ihnen streng untersagt war, lebten sie von den Almosen, die die Angehörigen der niederen Klasse ihnen freiwillig zu spenden verpflichtet waren und die in reinen, „viel Lichtteile enthaltenden“ Lebensmitteln enstanden. Für besonders rein und reich an Lichtteilen galten Weizenbrot[1] und Früchte (e. g. Trauben und die überaus köstlichen Melonen des Landes), die schon äußerlich durch Duft, schöne Färbung und Wohlgestalt ihre Zugehörigkeit zum Lichtreich bekunden.[2]

Das Brot mußte ihnen fertig geliefert werden, da kein *electus* Leben irgend welcher Art, auch nicht das in einem Samenkorn schlummernde, zu vernichten sich unterfangen durfte.

Die zweite, nicht vollständig eingeweihte Klasse der Manichäer bestand aus den Laien, die wir als Zuhörer, *auditores*, bezeichnen. Diese Klasse, die große Menge jeder manichäischen Gemeinde, durfte in der Welt leben, wie andere Leute ihrer Umgebung, von denen sie sich äußerlich in nichts unterschied. Die Laien trieben Handel und Gewerbe, besaßen Häuser, Heerden und Güter, heirateten und zeugten Kinder.

GEBOTE UND VORSCHRIFTEN. Für die Zuhörer galten die Hauptsatzungen der manichäischen Lehre, die in zehn Geboten und strengen Fastenvorschriften bestanden. Die zehn Gebote sind: „Unterlassung der Anbetung der Götzen, der Lüge, des Geizes, der Tötung, des Ehebruchs, des Diebstahls, des Lehrens der trügerischen Vorwände, des Festhaltens doppelter Gedankenrichtung, was den Zweifel an der Religion verrät, der Schlaffheit und Mattigkeit im Handeln und das Gebot der vier oder sieben täglichen Gebete.“

Die Vorschriften für die *electi* waren erheblich strenger und umfaßten sieben Verpflichtungen und drei Siegel (*signacula*, خواتيم), deren vollkommene Annahme und Erfüllung unumgängliche Bedingung für die Aufnahme unter die Zahl der *electi* war. Die sieben Vorschriften waren: „1. Bezähmung der Sinnenlust und der Habgier. 2. Sich des Essens aller Arten Fleisch zu enthalten. 3. Keinen Wein zu trinken. 4. Sich der Ehe zu enthalten. 5. Alles Schädliche des Wassers und des Feuers zu vermeiden, d. h. jeder Beschäftigung, zu der Feuer und Wasser gehört, sich zu enthalten. 6. Keine Zauberei zu treiben. 7. Sich der Heuchelei zu enthalten.“

Die „drei Siegel“ sind das *signaculum oris* (Siegel des Mundes), *manuum* oder *manus* (Siegel der Hände oder der Hand) und *sinus* (Siegel des Busens). Sie enthalten die ganze manichäische Sittenlehre und galten auch für die Zuhörer, die indessen von der genauen Befolgung mancher ihrer Vorschriften nachsichtsvoll entschuldigt waren.

Das *signaculum oris* war bestimmt, alle verwerflichen Reden zu verhüten; nur Ehrbares und Reines sollte der Mund verkünden. Dann aber schloß dieses „Siegel“ auch den Genuß aller unreinen Nahrungsmittel aus.

Das *signaculum manus* verbot „alle Handlungen und Beschäftigungen, die mit Wasser und Feuer zusammenhängen (siehe oben); andererseits alle Handlungen, wodurch irgend eine Verletzung der Tier- und Pflanzenwelt als Bewahrern von Lichtteilen zugefügt oder irgend eine Gewalttat oder Ausübung von etwas Unreinem vollzogen wurde.., [oder] solche die der Verstrickung [des Lichtes] mit der Materie Vorschub leisteten.“

„Das *signaculum sinus* endlich verbot alles, was auf sinnliche Neigungen und Gedanken, vorzugsweise geschlechtliche Be-

sich der Thätigkeit, der Gerechtigkeit, der eifrigen Wachsamkeit der Bitte und der frommen Demut ganz hingibt; denn das macht ihn in dieser vergänglichen und der zukünftigen ewigen Welt zufrieden und seine Gestalt wird am jüngsten Tage die zweite Gestalt sein...“ Flügel, *Mani*, S. 94/5.
Wie wir aus dem Studium der Miniatur Abb. a, Taf. 8b lernen, waren die Brote geformt als Sonnenscheibe mit den darum gelegten Hörnern der Mondsichel.

[2] Es ist bezeichnend für das durchaus materialistische Wesen des Manitums, daß die *electi* durch den Genuß solcher Lebensmittel die darin enthaltenen Lichtteile von der Bindung mit der finsteren Materie erlösten und sie dem in ihren eigenen Körpern bereits aufgespeicherten Lichte hinzufügten. Bei dem Tode des *electus* wurde die in seinem Leibe angesammelte Lichtmenge in den Brennofen der Sonne geführt, um dort von den letzten Spuren der Besudelung durch die Materie geläutert und in das Licht der „Paradiese des Lichtes“ aufgenommen zu werden.

friedigung hinwies, die Ehe für die Wahrhaftigen [*electi*] nicht ausgeschlossen, während sie für Zuhörer bedingungsweise zugelassen war. Aber auch die Heuchelei gehört hierher." (Flügel, *Mani*, S. 291).

HIERARCHIE DES MANITUMS. Die Gemeinschaft der Manigläubigen bestand in der Hauptsache aus den erwähnten zwei Klassen, den Zuhörern oder *auditores*, deren manichäische Bezeichnung „Söhne der Einsicht" war, und aus den Wahrhaftigen oder *electi*, den „Söhnen des Geheimnisses."

Über den *electi* aber standen noch drei andere Grade der manichäischen Hierarchie, nämlich die Verwaltenden oder *presbyteroi*, die „Söhne der Vernunft", dann die Dienenden oder *episcopi*, die „Söhne des Wissens", und darüber die Lehrer oder *magistri*, die „Söhne der Sanftmuth."[1]

Der oberste Kirchenfürst aber, der Vorsteher aller manichäischen Gemeinden überhaupt, dessen Titel wir in arabischen Quellen unter der Bezeichnung *imām* oder *ra'īs* (in christlichen *princeps)* kennen gelernt haben, mußte ursprünglich unweigerlich seinen Wohnsitz in Babylon haben. Später, zur Zeit der Verfolgungen, floh er in die Städte, wo er am sichersten war. Samarḳand diente ihm eine Zeit lang als Wohnsitz.

WANDERUNGEN DES MANITUMS NACH OSTEN. Über die Auswanderungen der Manichäer gibt der *Fihrist* folgende, wenn auch nicht in allen Punkten genaue Nachricht:

„Bruchstück aus der Geschichte der Manichäer, ihrer Auswanderungen in verschiedene Länder und Nachrichten über ihre Vorsteher.

Die ersten, die abgesehen von den Samanäern [Buddhisten], in die Städte jenseits des Oxus einwanderten, gehören zu den manichäischen Religionssekten. Die Veranlassung dazu war folgende. Nachdem der Chosroe [Bahrām ben Hurmuz (etwa 272—275)] Mânî hatte töten und kreuzigen und den Bewohnern seines Reiches hatte verbieten lassen, sich in religiöse Streitigkeiten einzulassen, begann er die Anhänger Mânî's wo immer er sie finden mochte, hinzurichten.[2] Sie flohen daher unausgesetzt vor ihm, bis sie den Fluß von Balch [Dschîḥûn oder Oxus] überschritten hatten und in das Gebiet des Chân gelangten, in dessen Staaten sie sich niederließen. Chân aber ist in der dortigen Landessprache [dem Soghdischen?] ein Titel, womit die Einwohner die Fürsten der Türken bezeichnen. Nachdem sich die Manichäer in Transoxanien niedergelassen hatten, (blieben sie da) bis zu der Zeit, wo die Macht der Perser in alle Winde zerstreut war und die Araber die Oberhand behaupteten [also um 642]. Sie kehrten infolgedessen in die Städte ʿIrâḳ's zurück, hauptsächlich zur Zeit der Auflösung der Perser und unter der Herrschaft der Banî Umajja [661—750]. Châlid ben ʿAbdallah al-Ḳasrî [Statthalter der beiden ʿIrâḳ 724—738] nämlich nahm sich ihrer an, nur daß der Sitz des Oberhauptes in diesen Gegenden ausschließlich an Babylon gebunden war. Später wandte sich der Vorstand in die Städte, wo er am sichersten war. — Ein zweites Mal wanderten sie unter der Regierung des Muḳtadir [18ter Abbasiden-Chalif, 908—932] aus. Sie begaben sich nämlich nach Churâsân aus Furcht für ihr Leben und wer von ihnen zurückblieb, verheimlichte seine Gesinnungen und wanderte in diesen Städten herum. In Samarḳand hatten sich etwa fünfhundert Männer zusammengefunden. Ihr Cultus wurde bekannt, und es wollte sie der Herrscher Churâsâns [der Samanide Abû'lḥasan Naṣr, 913—942] tödten. Da sandte der Beherscher Chinas [i. e. Ostturkistans] zu ihm, ich glaube es war der Fürst der Tagazgaz [lies *toquz oγuz* = neun Stämme = Uiguren] mit der Meldung: In meinen Ländern sind dreimal mehr Muslimen als in deinen Ländern Anhänger meiner Religion, und schwor ihm, wenn er einen von diesen tödte, so werde er für ihn die ganze Gemeinde tödten, die Moscheen zerstören und in allen Ländern Leute aufstellen, die den Muslimen auflauerten und sie umbrächten. Da ließ der Herrscher von Churâsân von ihnen ab und ließ sich von ihnen die Kopfsteuer zahlen. In den Staaten des Islam sind ihrer nur wenige. In der Stadt des Heils (Bagdâd) habe ich von ihnen unter der Regierung des Muʿizz-ad-daula [Buyidensultan Abû 'lḥusein Aḥmad Muʿizz-ad-daula, 945—967] ungefähr dreihundert kennen gelernt; in der gegenwärtigen Zeit [i. e. als an-Nadîm den *Fihrist* schrieb 978/8] aber sind von ihnen in der Residenz kaum mehr als fünf zu finden. . . . ." (Flügel, *Mani*, S. 105).

Außer den hier erwähnten Verfolgungen haben noch andere stattgefunden, so unter den Abbasiden-Chalifen Al Hādī und Al Mahdī, etwa zwischen 785 und 809.

---

[1] Die aus den Turfantexten sich ergebenden iranischen Titel dieser Hierarchen sind auf S. 56 aufgeführt.

Die Zahl der *magistri* belief sich nach St. Augustin auf zwölf, die der *episcopi* auf zweiundsiebzig.

[2] Die Verfolgung nahm der glaubhaften Überlieferung nach grausame Formen an. Al-Makîn (Hottinger, *Hist. Orient*, Ed. II, S. 166) sagt: „Auch von den Anhängern Mânî's ließ er [König Bahrâm I] zweihundert festnehmen, mit ihren Köpfen in die Erde pflanzen, die Beine aber an Holz kreuzigen. Das ist, sagte er, ein Garten, den der König der Perser Bahrâm, der Sohn des Hurmuz, gepflanzt hat." Flügel, *Mani*, S. 331.

Dieser zwangsweisen Ausbreitung der Manichäer in die Länder Transoxianas war indessen schon zu Lebzeiten Manis eine eifrige Bekehrungstätigkeit des Religionsstifters und seiner Schüler vorangegangen, und wir dürfen als sicher annehmen, daß schon vor seinem Tode sich in manchen Gegenden NW. Indiens, West- und Ost-Irans, West- und Ost-Turkistans vereinzelte manichäische Gemeinden niedergelassen hatten, bei denen später die Flüchtlinge Aufnahme und Schutz fanden.

Auch bei den Soghdiern und „Tocharern" von Kutscha, Qarashahr und Turfan mögen hier und da vereinzelte Manichäergemeinden, von den duldsamen buddhistischen Einwohnern unbelästigt, schon früh ihren Kult ausgeübt haben.

So war zum Beispiel die „größte Höhle" der großen buddhistischen Tempelanlage von Qyzil von allen anderen dortigen Höhlentempeln unterschieden durch den prachtvollen, rein sassanidischen Entenfries, der sich auf dem niederen, an beiden Längsseiten der Höhle angebrachten Banksockel vorfand. Leider war der Wandverputz sonst überall abgefallen, nur an der Längswand, vom Eintretenden rechts, befand sich noch der Rest eines stark verwischten Bildes von großer Schönheit, mit Spuren einer der syrischen verwandten Schrift. Vielleicht hatte dieser Tempel einmal dem Manichäerkult gedient.[1]

Die Landschaft Tocharistan in Churāsān (zwischen Balch und Badachschān, dem Oxus und den Bergen von Bāmiyān) muß lange eine Hochburg des Manitums gewesen sein. Missionare des Manitums aus Tocharistan werden mehrfach erwähnt.[2]

BEKEHRUNG DES UIGURENKÖNIGS. Es gelang manichäischen Sendboten, nach China vorzudringen und dort im siebenten und achten Jahrhundert Niederlassungen zu gründen.

Von China aus, nicht vom Westen her, vollzog sich dann um die Mitte des 8ten Jahrhunderts die Bekehrung der Uiguren, wie es scheint, nicht ohne absichtliche Förderung durch die chinesische Regierung, die in Manis milder Lehre ein Mittel zur Bändigung des kriegerischen Geistes jenes kräftigen Türkenvolkes erblickte.

Buγuγ Chan (ca. 759—780) lautet der Name des ersten königlichen Bekenners, der wie seine Nachfolger bis zur Auflösung des Uigurenreiches unter der Mongolenherrschaft und dem Vordringen des Islam in diese Gegenden ein eifriger Manichäer war. Dieser Tatsache und dem trockenen Klima Ostturkistans verdanken wir es, daß Reste der manichäischen Literatur uns erhalten worden sind. Überall sonst in der Welt ist durch den Haß der Christen, Muslime und Zoroastrier damit gründlich aufgeräumt worden.[3]

Mit der Angabe, daß noch im 15. Jahrhundert Manichäer unter den Thomas-Christen der Malabar-Küste lebten,[4] beschließen wir diesen Abriß der Geschichte der Verbreitung der Manichäer nach Osten.

AUSBREITUNG NACH WESTEN. Die Ausbreitung des Manitums nach Westen vollzog sich seit der Mitte des vierten Jahrhunderts mit großer Schnelligkeit; je weiter es nach Westen vordrang, desto mehr glich es sich dem Christentum an, während es in Syrien seinen ursprünglichen Charakter am besten wahrte.

Den größten Anhang fand es in Nordafrika, wo es von der Geistlichkeit heimlich begünstigt wurde.[5] Es spricht für diese Religion und für ihre Bekenner, daß es ihr gelang, einen Mann wie St. Augustin zu fesseln: er war neun Jahre lang *auditor*, ohne indes je die volle Einweihung zu erlangen. Der Untergang der Religion in Nordafrika scheint durch die Verfolgungen der Vandalen erfolgt zu sein.

Auch in der Stadt Rom fand das Manitum, trotz blutiger Verfolgung durch Papst Leo I. (440—461), Beifall und Ausbreitung, ebenso wie in Byzanz und im ganzen oströmischen Reich, wo nach Verfolgungen, die schon unter der Regierung des Valens († 378) beginnen, Justinian die Todesstrafe für das Bekenntnis zum Manitum einführte.

VOM MANITUM ABHÄNGIGE EUROPÄISCHE GLAUBENSGEMEINSCHAFTEN. Trotz aller Verfolgungen bestand die Religion weiter, und die späteren Gemeinden der Paulicianer und Bogomilen, sowohl wie die der Katharer und Albigenser müssen auf den Manichaeismus zurückgeführt werden[5]. Besonders zahlreich waren diese dem Manitum nahestehenden Sekten auf der Balkanhalbinsel. Konstantin Kopronymus verpflanzte nämlich um die Mitte des achten Jahrhunderts eine Anzahl von Paulicianern aus Armenien nach Thrakien, das damals hauptsächlich von Bulgaren bewohnt war. Infolge dieser Kolonisation wandten sich viele Bulgaren, später auch Serben und besonders Bosnier der Lehre der Paulicianer und der der ihnen verwandten Bogomilen zu, der sie bis zum Zeitpunkt der osmanischen Eroberung anhingen.[6]

---

[1] Vergl. Grünwedel, *Kultstätten*, S. 77ff. Das Bild mit der Schrift ist im Museum für Völkerkunde, aber noch nicht in Gips gefaßt.

[2] Vergl. Marquart, *Hist. Glossen* S. 172. Le Coq, *Manichaica I*, S. 27, 44.

[3] Erst in jüngster Zeit sind in Ägypten einige ziemlich kümmerliche Reste aufgefunden worden, vergl. die Veröffentlichungen von Crum und Margoliouth (siehe Liste).

[4] Vergl. Germann, *Die Thomas-Christen* (auch Harnack in *Manichaeism* [siehe Liste]).

[5] Vergl. Harnack, loc. cit.

[6] Nach Evans, *Bosnia* etc. (siehe Liste).

Damit scheint das Bestehen manichäischer und verwandter Gemeinden in Europa sein Ende erreicht zu haben; die blühenden Albigenserstädte der Provence hatte man bereits im 13. Jahrhundert auf das entsetzlichste verwüstet und mit der Mehrzahl der Einwohner ihre Religion vernichtet.

MANICHÄER ALS VERMITTLER BUDDHISTISCHER DINGE. Wir würden auf eine Erwähnung der Ausbreitung manichäischer Anschauungen nach Europa verzichtet haben, wenn wir nicht der Ansicht wären, daß mancherlei buddhistische Legenden, bildliche Darstellungen u. dergl., die im Westen um die Jahrtausendwende auftauchen, von Manichäern oder ihnen nahestehenden Religionsgesellschaften übermittelt sein dürften.

Ein Beispiel wäre z. B. die Legende von Barlaam und Josaphat, die durch die Bearbeitung des Ritters Rudolf von Ems (13. Jhdt.) einen Platz in der deutschen Literatur gefunden hat. Die Christen hatten keine Beziehungen zur Buddhalegende, wohl aber die Manichäer, für die sie ein Teil ihrer heiligen Schriften war, und da wir unter den immerhin nur kargen Resten der manichäischen Literatur, die unsere Expeditionen geborgen haben — es sind im ganzen nur ca. 2000, z. T. sehr kleine Fragmente—, nicht weniger als zwei verschiedene Handschriftenreste der Barlaam-Legende gefunden haben, sind wir überzeugt, daß Manichäer, nicht Christen, die Vermittler waren.

FALSCHE ANKLAGEN GEGEN DIE MANICHÄER. Zum Schluß dieser Abhandlung können wir uns nicht versagen, die z. T. grauenhaften Vorwürfe zu erwähnen, die die Christen gegen die Manichäer erhoben haben. Man sagte dieser asketisch gerichteten Gemeinschaft schändliche Riten nach, die indessen dieselben sind, die man von den früheren Christen erzählte[1], und die man noch heute, in Vorderasien, über die harmlosen Sekten der Qyzylbaš, der Ali Illahi oder Lichtauslöscher *(čiraγ sundarān)*, der Yezidi u. a. m. verbreitet.[2] Diese dem Haß und einer unreinen Phantasie entstammenden Fabeln sind zu verwerfen, ebenso wie der niederträchtige Vorwurf der Päderastie, der Manichäern, Paulicianern, Bogomilen u. a. von ihren Gegnern gemacht wurde, und durch den der Name eines tüchtigen Volkes, der vornehmlich paulicianischen Bulgaren, in der französischen und der englischen Sprache schändlicherweise zu einem gemeinen Schimpfwort[3] erniedrigt worden ist.

KURZER ABRISS DER LEBENSGESCHICHTE DES MANI

(Hauptsächlich nach Flügels „Mani".)

Mani, der Urheber des Gedankens, durch die Verschmelzung der zu seiner Zeit verbreitetsten Religionen, nämlich des Zoroastertums, des Christentums und des Buddhatums, eine alles umfassende Weltreligion zu stiften, wurde etwa in den Jahren 215/6 n. Chr. in einer Ortschaft der damals persischen Provinz Babylonien geboren. Lage und Name des Ortes sind unsicher, vielleicht war es die uralte Stadt Kōchē, die zwischen Seleucia und Ktesiphon hart an dem westlichen Ufer des Tigris lag.

Sein Vater entstammte einer, wie es scheint, angesehenen persischen Familie aus Ekbatana (Hamadan), den Ḥaskāniern; sein Name lautet im arabischen Text des *Fihrist* Futtaq Bābak ben Abı Barzām, war also in der Hauptsache persisch. Seine Mutter gehörte einer parthischen, also ebenfalls iranischen Familie an, nämlich den As'āniern, ein Name, der von einigen Gelehrten aber Ašghānier gelesen wird und in dieser Lesart der Mutter des Mani die Abstammung aus königlichem Geschlecht sichern würde.

Mani, von iranischen Eltern in einer persischen Provinz geboren, war demgemäß selber ein Iranier; daß er sich später als „aus Babylon entsprossen" bezeichnet, vermag an dieser Tatsache nichts zu ändern.

Schon der Vater des Mani wurde, bei der in jenem Zeitalter herrschenden geistigen Unrast, von religiösen Zweifeln heimgesucht. Obwohl ursprünglich als Perser wahrscheinlich Zoroastrier, hat er doch in Ktesiphon den „Götzentempel", also vielleicht ein Haus des Marduk, so besucht „wie ihn die anderen Bewohner zu besuchen pflegten"; später aber verließ er Ktesiphon und verband sich mit einer Täufergemeinde Süd-Babyloniens, welche in der Umgebung von Dastumeisān (im Gebiet von Basra) lebte und unter dem Namen „der sich Waschenden" *(muγtasila)* bekannt war. Sie huldigte einer asketischen Lehre, von der ausdrücklich angegeben wird, daß sie ihren Anhängern den Genuß von Fleisch und Wein verbot; auch hatten sie sich von Frauen fern zu halten. Futtaq geriet also hier in Abhängigkeit von Anschauungen, die einem Zoroastrier ein Greuel sein mußten.

Der Geburt des Mani folgten alsbald wunderbare Träume und Visionen seiner Mutter, die auf sein späteres Prophetenamt hinwiesen.

---

[1] Vergl. schon Gibbon, *History of the Decline and Fall*, London, Lackington, Allen & Co., 1815, Bd. II, S. 395.

[2] Layard, A. H., *Discoveries in the Ruins of Nineveh and Babylon*, London, Murray 1853, S. 216, Anm.

[3] Franz. *bougre*.

Wo er erzogen wurde, geht aus dem Bericht des *Fihrist* nicht hervor, wahrscheinlich doch wohl in Ktesiphon. Später brachte ihn sein Vater „an einen Ort, wo er Verwandte hatte", die zugleich seine Glaubensgenossen waren, also u. E. nach Dastumeisān. Das Kind hatte sehr früh außergewöhnliche Begabung gezeigt, schon mit 12 Jahren trat er in Verbindung mit der Geisterwelt; durch einen vermittelnden Engel wurden ihm Eingebungen überbracht von dem „König der Paradiese des Lichtes", nach seiner eigenen Aussage also von Gott selbst. Der Engel aber hieß, mit einem nabatäischen Namen, *At-Taum*, was soviel wie Gefährte bedeutet. Dieser Engel forderte ihn auf, die Glaubensgemeinschaft, der er angehörte, also wohl die Täufersekte, zu verlassen und für Sittenreinheit und Bekämpfung der Lüste zu streiten. Er warnte ihn aber, seines jugendlichen Alters halber, schon jetzt aufzutreten.

Diesen legendären Angaben möchten wir entnehmen, daß Mani, etwa mit seinem zwölften Jahre seine neue Religion ausgebildet hatte, aber äußerlich noch einer anderen Religionsgemeinschaft angehörte.

Erst als Mani das vierundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, erschien ihm der Engel von neuem und sprach: „Die Zeit ist nun für dich da, daß du öffentlich hervortrittst und deine eigene Lehre laut verkündest!"

Der orientalischen Überlieferung nach trat Mani zuerst öffentlich mit seiner Lehre hervor am Hofe zu Ktesiphon am Tage, an dem Sābur (Schāpūr I), der Sohn des Ardaschīr, zur Regierung gelangte und die Krone auf sein Haupt setzte; es war „Sonntag, der erste Nīsān, da die Sonne im Widder stand". Diese Datierung trifft nach Nöldeke auf den 24. März 242 zu.

Mani wurde bei diesem Hervortreten begleitet von zwei Jüngern aus der Zahl der bis dahin gewonnenen Anhänger, Scham'ūn und Zakū; auch sein bei den Manichäern im höchsten Ansehen stehender Vater und Lehrer, Futtaq[1], war ihm an den Hof gefolgt.

Welchen Erfolg der jugendliche Religionsstifter bei Schāpūr I durch diese erste Begegnung errang, geht aus dem ziemlich dürftigen Bericht des *Fihrist* nicht hervor. Allzu freundlich mag der Empfang nicht gewesen sein; jedenfalls war er nicht derart, daß Mani nunmehr die Bekehrung Irans zu seiner Lehre mit ganzer Kraft hätte wagen dürfen: es beginnt vielmehr jetzt eine lange, fast den ganzen Rest von Manis Leben ausfüllende Periode der Missions- (und Studien-)reisen, in deren Verlauf Mani die Bewohner Indiens, Chinas und Ost-Irans zur Annahme seiner Lehre aufforderte und in jedem Bezirk einen seiner Schüler zurückließ.[2]

Diese Missions- und Studien-Reisen währten angeblich etwa 40 Jahre, und müssen einen bedeutenden Erfolg gezeitigt haben, so daß Mani bei seiner Rückkehr den Bruder des Königs Schāpūr, den Prinzen Pērōz, zur Annahme seiner Lehre einzuladen wagte.

Pērōz begünstigte Manis Bestrebungen und vermittelte sogar eine zweite Audienz des Propheten bei seinem Bruder. Diese Begegnung wird dramatisch geschildert: „Und, fügen die Manichäer hinzu, er (Mani) trat bei ihm (Sābūr) ein, während auf „seinen Schultern wie zwei Lampen von Licht strahlten. Als ihn Sâbûr erblickte, erwies er ihm hohe Achtung und Mânî wuchs „in seinen Augen an Ansehen, obwohl er den Entschluß gefaßt hatte, sich seiner zu bemächtigen und ihn zu töten. Als er ihm „aber gegenüberstand, ergriff ihn Scheu vor ihm, und er freute sich über ihn und fragte ihn, was er ihm brächte, ja er versprach „ihm, sich zu ihm bekehren zu wollen. Mânî bat ihn um eine Menge Angelegenheiten, unter anderen, daß seine Schüler in Persien „und allen übrigen Ländern seines Reiches Achtung genießen sollten und daß sie überall wohin sie wollten sich begeben könnten. „Sâbûr gewährte ihm Alles, um was er bat." (Flügel, S. 85).

---

[1] Vergl. die griechische Abschwörungsformel bei Kessler, *Mani* S. 405, die den Vater des Mani unter seinem griechisch zurechtgemachten Namen Patekios namentlich aufführt und verflucht.

[2] Daß Mani diese Reisen wirklich unternommen habe, kann u. E. nicht bezweifelt werden, nur ist es nötig genauer festzustellen, welche Länder unter den Ausdrücken Indien (*al Hind*), China (*aṣ Ṣīn*) und Ost-Iran (*Churasan*) zu verstehen seien. Unter den Eindrücken der Ergebnisse unserer „Turfan"-Reisen können wir nur glauben, daß unter der Bezeichnung „Indien" das Gebiet von Bamiyān und Gandhāra, die angrenzenden Landschaften des Pandschab, sowie Kaschmīr und die mittel-asiatische, z. T. jedenfalls von Indern bewohnte Gegend von Chotān zu verstehen sei.

Mit „China" ist hier keinesfalls das eigentliche China gemeint, sondern im Norden der Muz-tāgh Gebirge gelegene Distrikte der heutigen russischen Provinz Semiryetschinsk und Ostturkistan, (besonders die durch uralte Handelsstraßen verbundenen Oasen von Aqsu und Kutscha, allenfalls sogar von Chotscho) — lauter Gegenden, die zu Manis Zeiten von Ost-Iraniern, z. T. von Tocharern, bewohnt gewesen sein dürften.

Das Churasan des Textes umfaßt ganz Ost-Iran (Herat, Merw, Sistan, Afghanistan, Samarkand, Buchara, Ferghana und Chiwa.)

Freilich können wir diese Identifikationen einstweilen nur als Vermutungen aufstellen.

Da der Tod Schāpūrs I etwa um das Jahr 271 anzusetzen sein dürfte, und Manis Hinrichtung in die Zeit zwischen 273 und 276 fällt, ist die Zeit von 40 Jahren unbedingt unrichtig, wenn man sie für den Zeitraum zwischen der ersten und der zweiten Begegnung Manis mit Schāpūr I einsetzt; vielleicht soll nur gesagt werden, daß Mani überhaupt im Ganzen 40 Jahre lang seiner Missionstätigkeit obgelegen habe.

Aber die Gunst des Königs war nicht von langer Dauer. Wohl durch die zoroastrische Priesterschaft, deren Gegnerschaft dem Thron gefährlich werden konnte, aufgestachelt, änderte Schâpūr seine Haltung Mani gegenüber in so schroffer Weise, daß dieser genötigt war, die Flucht zu ergreifen und sich zu verbergen.

Unter der Regierung des Bahrām, der nach der sehr kurzen Regierung seines Vaters Hurmuz den Thron der Sassaniden bestiegen hatte, geriet Mani in die Gewalt seiner Feinde.

Bahrām ließ ihn töten und die Leiche gekreuzigt in zwei Teilen, die eine Hälfte am oberen, die andere am unteren Tor seiner Residenzstadt Dschundīsābūr[1] aufhängen.

Das Jahr, in dem Mani, wie seine Anhänger sagen, „in die Paradiese des Lichtes erhoben wurde", d. h. sein Todesjahr, ist, wie alle Daten seiner Lebensgeschichte, nicht ganz sicher festzustellen; es fällt in die Zeit zwischen 272 und 276. Nach einem unserer Turfanfragmente war[2] es vielleicht das Jahr 273, so daß Mani, wie die *Acta Archelai* angeben, ein Alter von ungefähr 60 Jahren erreicht zu haben scheint.

Über die persönliche Erscheinung Manis werden wir nicht unterrichtet, der *Fihrist* erwähnt nur, daß eines seiner Beine, das rechte, einwärts gedreht gewesen sei; nach Anderen aber seien beide Beine mit diesem Fehler behaftet gewesen. Es steht dahin, ob diese Angaben nicht nur im Hasse seiner Gegner wurzeln.

MANI UND DIE SCHÖNEN KÜNSTE

Mit der Person des Mani als Religionsstifter haben wir uns hier nicht weiter zu befassen. Wir wollen vielmehr sehen, wie dieser bedeutende Mann sich den Künsten gegenüber verhalten hat. Als echter Iranier, und im Gegensatz zu den sich von den meisten das Leben harmlos verschönenden Dingen finster abwendenden semitischen Religionsstiftern, liebte er die Musik und die Malerei, in welch letzterer er außerdem ein Mittel fand, um seinen Gedanken handgreiflichen Ausdruck zu verleihen. Auch die Wohlgerüche, die ja den Orientalen überhaupt größeren Genuß gewähren als den Westländern, liebte er sehr.

Unter den Schriften Manis und seiner Nachfolger finden sich zwei „Sendschreiben", die „vom Wohlgeruch" handeln und Beausobre wird Recht behalten, wenn er (Préf. XXXI und mehrfach später) von Mani und seinen Gläubigen sagt: „Il ne leur permettait que les plaisirs les plus spiritualisez, tels que sont, par exemple, ceux de la Musique et des Parfums." Auch Flügel bestätigt, nach dem Fihrist, daß die Manichäer auf das geistige Vergnügen, welches der Geruch gewährt, einen hohen Wert legten (*Mani*, Anm. 342).

Über die Musik besaßen die Manichäer ebenfalls ein „Sendschreiben"[3] und Mani galt sogar bei den Späteren, wenn auch wohl mit Unrecht, als Erfinder des *al ʿūd* oder *Laute* genannten Saiteninstruments.

> „Augustin berichtet De moribus Manichaeorum (Lib. II, v. 16), daß die Manichäer die Musik auf göttlichen Ursprung zurückführten und sie also dieselbe den himmlischen Vergnügungen zuzählten. Es heißt dort: Dulcedo musica, quam de divinis regnis venisse contenditis, nobis mortuarum carnium sordibus exhibetur, et tempore arefactis, et attritione tenuatis et tortione distentis" (Flügel, *Mani*, S. 381).

Aber die Bedeutung Manis als Maler war größer als seine Bedeutung als Musiker; sie war so groß, daß darüber seine Eigenschaft als Irrlehrer vergessen wurde, so zwar, daß trotz der Feindschaft, die alle Mohammedaner gegen den Religionsstifter empfanden, er von arabischen und persischen Schriftstellern nicht in der oft unwürdigen Weise beschimpft und verwünscht wird, wie es bei seinen christlichen Gegnern nur zu häufig der Fall ist. Die Araber bezeichnen ihn zwar auch als „Mani den Irrgläubigen", nennen ihn aber wieder „Mani den Weisen" und bei seinen islamitischen Landsleuten, den Persern, tritt das Andenken an den „Irrlehrer" ganz zurück. Er lebt fort im Andenken des persischen Volkes als berühmtester aller Maler, nämlich als „Mani der Maler", oder mit einem deutlichen Hinweis auf Turkistan, als der „Maler von Čīn".[4]

Nach Carl Ritters Ansicht, die nicht ohne weiteres zu verwerfen ist, empfing Mani seine Ausbildung als Maler in der dem Gandhāra-Gebiet benachbarten und dem Gandhāra-Kulturkreise zuzuzählenden Landschaft Bāmiyan.[5]

Keßler hat eine Reihe von Zitaten über Mani als Maler in seinem Buche *Mani* abgedruckt, von denen wir hier einige

---

[1] Von Schâpūr I um 257 in der Landschaft Chuzistan gegründet.

[2] Le Coq, *Türkische Manichaica aus Chotscho,* Berlin 1912, S. 12 und Anm. 16, S. 39.

[3] „Sendschreiben über die Vortrefflichkeit der religiösen Musik" bei Flügel, *Mani,* S. 105.

[4] *čīn* bedeutet zunächst Turkistan, nicht China; letzteres wird *mačīn* genannt (vergl. hierzu S. 12, Anm.).

[5] C. Ritter, *Die Stupa's (Topes) oder die architectonischen Denkmale an der Indo-Baktrischen Königsstraße und die Colosse von Bamiyan.* Berlin 1838, S. 27.

wiedergeben. Bei Firdusi (✝ 1020) tritt Mani als Prophet auf, der sich durch seine Malkunst als göttlicher Bote ausweist und aus den beiden folgenden Zitaten ersieht man, wie die Legende sich mit Manis Kunst beschäftigt.

Abu'l Ma'ali (um 1092) berichtet in seiner Darlegung „der Religionen" (*Mani*, S. 371) folgendes:

> „Dieser Mann [Mani] war Meister in der Kunst der Malerei. Er trat in der Zeit des Schâpûr, des Sohnes des Ardashîr, unter den Magiern auf und erhob Anspruch auf die Prophetenwürde. Sein Legitimationsmittel war die Kunstfertigkeit im Schreiben und in der Malerei. Wie man sagt, zeichnete er auf ein Stück weißer Seide einen Schriftzug nieder in solcher Weise [d. i. so fein], daß man dieses Stück Seidengewebe fadenweise ausziehen konnte, ohne daß jener Schriftzug sichtbar geworden wäre."

Auch Mirchond (✝ 1498) lobt die Malkunst des Mani, und diese späten Berichte legen Zeugnis ab von dem gewaltigen Eindruck, den seine Malereien auf die Zeitgenossen ausgeübt haben müssen. Mirchond schreibt (*Mani*, S. 380):

> „Mani war ein Maler sonder Gleichen, so daß er, wie man sagt, mit seinem Finger [d. i. „aus freier Hand"] einen Kreis von fünf Ellen Durchmesser beschreiben konnte, und wenn man mit dem Zirkel nachprüfte, so konnte man von Ungleichmäßigkeit in den einzelnen Theilen der Kreisumfassung durchaus nichts vorfinden."

Über die Art der Gemälde des Mani wissen wir nur wenig, er soll aber sowohl Tempel mit Wandgemälden, als auch ein Buch, nämlich sein *Ärtäng* genanntes Evangelium, mit Miniaturen geschmückt haben.

Hyde[1] erwähnt zwei von Mani mit Wandgemälden verzierte Tempel:

„چگیل نکار خانهٔ چین یعنی اول بتخانه که چین مملکتنده مانی استاد نقش انمشدر

> Apud Rustami Epitomatorem legitur
>
> *Tchighîl est picturarum domus Chinensis, scil. illud Delubrum quod in regno Chinae Manes Magister pinxit.* Quod autem dicunt de *Chinâ*, intelligendum est de *Turkistân*, ubi *Manes* commoratus est. Et ibidem est alia Ecclesia dicta غلبيله *Ghalbîla*, quam *Manes* picturis ornavit. Et ibi est urbs *Tchighîl*.[2] Ille enim numquam fuit in *Chinâ*."

Ein Ort Ghalbīla ist uns nicht bekannt; wenn man aber etwa *Ghulghula* (غلغله) statt *Ghalbîla* (غلبيله) lesen dürfte, so wäre dies ein anderer, unsicherer Hinweis auf Bāmiyān, dessen Festungsruine heute wenigstens diesen Namen führt.

Über die Miniaturen im Buche *ärtäng* wissen wir nichts. Sicherlich aber glichen sie den Fragmenten, die wir in Chotscho gefunden haben in Ausführung und Komposition. Flügel schreibt (*Mani*, S. 384):

> „Selbst aber auch die Perser geben nicht näher an, was jene Gemälde im Ärtänk darstellten. Unstreitig bezweckten sie eine mehr sinnliche Einkleidung der höheren kosmologischen Anschauungen Mânî's .... Viele seiner Lehren, gleich denen der Gnostiker, eignen sich mehr zur Darstellung in Bildern als in Worten."

DIE SCHRIFT DES MANI

Der künstlerische Sinn Manis äußerte sich auch in dem von ihm für seine Religionsgenossen eingeführten Schriftcharakter. Er vereint nämlich die Vorzüge ungemeiner Klarheit und großer Schönheit in höherem Grade als irgend eine andere uns bekannte semitische Schrift; nur die für Titel u. dgl. verwendete, verkünstelte Zierschrift hat auf die Klarheit zu Gunsten der Schönheit verzichtet. Die Entstehung der manichäischen Schrift wird von An-Nadīm in seinem *Fihrist* der Tradition nach folgendermaßen geschildert:

> „Bericht über den manichäischen Schriftcharacter.
>
> Der Erfinder des manichäischen Schriftzugs ist Mânî, der ihn ebenso aus dem persischen und syrischen ableitete, wie er seine Lehre aus der magischen und christlichen Religion zusammensetzte. Die Buchstaben desselben sind zahlreicher als die der arabischen Sprache. Mit dieser Schrift schreiben die Manichäer ihre Evangelien und ihre Gesetzbücher. Die [manichäischen] Bewohner Transoxaniens und Samarkand's bedienen sich dieses Schriftcharacters zu ihren [manichäischen] Religionsbüchern und er heißt davon der Schriftcharacter der [manichäischen] Religion. Auch die Marcioniten haben eine ihnen eigenthümliche Schrift. Ein glaubwürdiger Mann berichtete mir, daß er diese gesehen. Sie gleiche,

[1] Thomas Hyde, *Veterum Persarum et Parthorum et Medorum Religionis Historia*, Oxford 1760, S. 283 ff und 284.

[2] *Čigil*. Es gab wenigstens zwei Orte desselben Namens; der eine, hier wohl gemeinte, lag in der Nähe von Ṭarāz (beim heutigen Aulie-ata), der andere im Gebiet von Kāšγar. Auch hieß *Čigil* ein Stamm türkischer Nomaden, der in der Gegend von Qujas (hinter Barsγān) hauste. C. Brockelmann, *Maḥmūd al Kāšgharīs Darstellung des türkischen Verbalbaues*, Keleti Szemle 1919, S. 31, Anm. 6.

sagt er, der manichäischen, das ausgenommen, was er (Mânî) daran änderte." (Hier folgen die Nachbildungen der Zeichen.) Flügel, *Mani*, S. 167.

Nach Ansicht berufener moderner Forscher aber hat sich Mani eines in bestimmten Gegenden Babyloniens bereits vorhandenen lokalen Schriftzugs als Grundlage zu seinem Alphabet bedient.[1]

In dieser eigentümlichen Schrift, die den Charakter einer Geheimschrift hatte, sind in der ersten Zeit wohl alle religiösen Bücher der Manichäer geschrieben worden. In Ostturkistan wurden in späteren Zeiten manichäische Texte aber auch in dem gewöhnlichen landesüblichen Schriftarten, nämlich in „*türkischen Runen*"[2] und in mehreren Abarten der soghdischen Schrift aufgezeichnet. Eine Kursivschrift tritt in einigen wenigen MS-Fragmenten auf, die sämtlich von astronomischen Ereignissen (Kalender?) zu handeln scheinen. Die Benutzung des Blockdruck-Verfahrens scheinen die Manichäer verworfen zu haben; wir haben wenigstens keinerlei Rest von Blockdrucken manichäischen Ursprungs aufgefunden.

Die Interpunktionszeichen der Manichäer waren von einem carmin- oder scharlachrotem Oval eingefaßte schwarze Punkte, die zuweilen einzeln, zuweilen paarweise nach uns unbekannten Regeln auftreten: ⊚⊚ ⊚⊚, ⊚. Texte in soghdischer oder uigurischer Schrift, die diese manichäischen Interpunktionszeichen aufweisen, gehören, wenigstens was *unsere* Manuskripte angeht, stets der manichäischen Literatur an.

Hübsche mehrfarbige Blümchen kommen ebenfalls zuweilen als eine Art Interpunktionszeichen vor: ✿, —✿—.

Mit welchem Schreibinstrument die oft ungemein feinen, immer anmutigen Linien der manichäischen Lettern geschrieben wurden, wissen wir nicht. Vielleicht benutzte man feine Federkiele. Die in Chotscho aufgefundenen Schreibfedern sind von zwei verschiedenen Arten, nämlich erstens die heute noch im Orient übliche Art der Rohrfeder, und zweitens die in Marokko häufige Art der Feder, nämlich ein von einem starken Rohre abgespaltetes und zurechtgespitztes Außenstück.

Der von Soghdiern und Uiguren öfters verwendete Schreibepinsel dürfte für diese feine und regelmäßige Schrift kaum in Betracht kommen.[3]

ARTEN DER BÜCHER

Die Bücherarten, die bei den Uiguren überhaupt im Gebrauch waren sind die folgenden.[4]

Erstens die Buchrolle der antiken Welt, die auf einem oben und unten mit Elfenbein-, Knochen- oder Metallknöpfen *(umbilicus, cornu)* verzierten Stabe aufgerollt wurde. Auf Türkisch heißt die Buchrolle *tägzinč = volumen.*

Zweitens wurde das Faltbuch benutzt, indem der lange Papierstreifen nicht gerollt, sondern harmonikaartig gefaltet und auf einer Seite, seltener auf beiden Seiten, beschrieben wurde.

Drittens kommt vor das indische Buch *(pothī)*, das gewissermaßen ein Blattbündel ist; es besteht aus einer Anzahl langrechteckiger Blätter aus Birkenrinde, Palmblatt oder Papier, die, gleichmäßig zurechtgeschnitten, zwischen zwei etwas größeren, glatten, profilierten oder auf andere Weise verzierten Holztäfelchen aufgestapelt wurden. Eine Durchbohrung (in späterer Zeit zwei Durchbohrungen) wurde meist auf der linken Seite durch die Einbandtäfelchen und die dazwischen liegenden Blätter geführt und gestattete das Hindurchziehen einer Schnur, die, mehrfach um das „Blattbündel" gewunden und geschürzt, ihm die nötige Festigkeit verleiht.[5]

Die Stelle auf jedem Blatt, wo die Durchbohrung angebracht ist, wurde oft mit einem größeren oder kleineren in schwarzer oder roter Tinte konzentrisch mit dem Zirkel gezogenen Kreise umgeben.

Es muß auffallen, daß dieser Kreis, ohne die Durchbohrung, aber mit einem kleinen konzentrischen Kreise an ihrer Stelle, sich auf manchem der Blätter aus indischen und türkischen Blockdruckfaltbüchern aus Chotscho vorfindet.[6]

---

[1] Vergl. hierzu die Schriften von T. A. Montgomery u. M. Lidzbarski laut angehängter Bücherliste.

[2] Vergl. v. Le Coq, *Köktürkisches aus Turfan*, V. Thomsen, *Ein Blatt in türkischer „Runen"schrift.* (s. Liste).

[3] Vincent A. Smith erwähnt, daß die indischen Maler der Baburiden-Epoche die feinsten Striche mit einem Pinsel aus nur einem einzigen Haare eines Eichhornes ausgeführt hätten (*A History of Fine Art in India and Ceylon*, Oxford 1911, S. 462). Da wir die Miniaturmalerei der Moghulzeit in Indien für einen Ableger der manichäischen Malkunst der Uiguren halten, ist es nicht ganz unmöglich, die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt, daß auch die unglaublich zarten Striche der kleinsten manichäischen Schrift mit solchen Pinseln geschrieben wurden.

[4] Vergl. hierzu A. v. Le Coq, *Kurze Einführung in die uigurische Schriftkunde*, Mitt. d. Seminars f. Oriental. Sprachen, Jahrgang XXII, Abt. II Westasiat. Stud., Berlin 1919.

[5] Pischel, *Bruchstücke des Sanskritkanons der Buddhisten aus Idikutšari*, Sitzber. k. pr. Ak. d. Wiss., XXV, 1904.

[6] Der Ursprung dieser indischen Buchart geht wahrscheinlich auf die älteren Metalltäfelchen zurück, die man, nachdem man eine Inschrift eingraviert hatte, auf einen Draht aufreihte. Eine am oberen Ende jedes Täfelchens angebrachte Durchbohrung nahm den Draht auf.

Es ist schwer zu glauben, daß das Faltbuch aus zusammengeklebten und dann gefalteten *pothi*-Blättern entstanden sei; vermutlich hat man, als man den Kanon in Form eines Faltbuches druckte, die verzierten Lochkreise nur aus Pietät mit zum Abdruck gebracht.

Das westländische geheftete mit Einband versehene Buch ist die vierte, letzte und häufigste Buchgattung.

Die Formate wechseln vom stattlichen Folio und Quart bis zum winzigen Duodez.

Von allen diesen Bucharten vermieden die Manichäer, wie es scheint, das Faltbuch gänzlich; Reste von manichäischen Büchern dieser Art sind wenigstens nicht gefunden worden.

Der indischen *pothi* haben sich die Manigläubigen selten bedient. Wir halten die Fundstücke dieser Kategorie für einer späten Zeit zugehörig, einer Zeit, da diese östlichen Manichäer unter starker Betonung der buddhistischen Elemente ihrer synkretistischen Religion sich äußerlich mehr oder minder den Anschein einer buddhistischen Sekte zu geben suchten.

Die Buchrolle kommt häufiger vor, und zwar sind zwei Handschriften eines wichtigen Bußgebetes der *auditores*, des *Chuastuanift*, uns in Form von Buchrollen erhalten worden; aber die beliebteste Buchform, bei Manichäern wie bei Christen, war das europäische, geheftete und gebundene Buch.

SCHREIBMATERIALIEN UND BUCHSCHMUCK

Die ersten nachchristlichen Jahrhunderte waren eine Zeit großer geistiger Unrast und religiöser Inbrunst. Es entstand, besonders durch das Vordringen der buddhistischen Propaganda in die im Norden Indiens gelegenen Länder, ein ungemein vermehrtes Bedürfnis nach einem handlichen, widerstandsfähigen Schreibmaterial, denn dort fehlte das Palmblatt Indiens und die Birkenrinde Kaschmirs. Man wird kaum fehl gehen, wenn man die Entdeckung, oder wenigstens die massenhafte Anfertigung von echtem Papier mit dem Eifer der buddhistischen Missionare in Zusammenhang bringt, und wir glauben, daß die Soghdier in Soghdiana sowohl als in Ostturkistan zuerst echtes Papier in *größeren Mengen* hergestellt haben. Als Herstellungsstoffe der Papiere Chinesisch-Turkistans dienten hauptsächlich Fasern von „China-Gras" (Boehmeria nivea) und Broussonetia, seltener von Hanf, während Baumwollenfasern in keinem der untersuchten Papiere gefunden worden sind.[1]

Buchreste, welche unzweifelhaft der Zeit des Mani angehört haben, sind von uns wohl kaum gefunden worden. Alle unsere Funde manichäischer Literatur gehören anscheinend einem späteren Zeitalter an. Sie teilen sich in Reste manichäischer Bücher erstens in iranischen Dialekten, und zweitens in türkischer Sprache; von ersteren können einige vielleicht dem sechsten oder siebenten Jahrhundert zugewiesen werden, in der Hauptsache gehören sie unseres Erachtens dem achten bis neunten Jahrhundert an.[2] Diese Zeit, die Glanzzeit des uigurischen Königtums, sah wohl auch die Entstehung der meisten unserer türkischen Textfragmente, von denen die spätesten dem elften bis zwölften Jahrhundert angehören mögen. Aber wir dürfen annehmen, daß man die *von Mani hergestellten Originale*, soweit sie religiös wichtig waren, zu allen Zeiten bis zum Untergang der manichäischen Kirche *mit äußerster Genauigkeit zu kopieren bestrebt geblieben ist.*

Als Schreibmaterialien treten neben Papier noch Seide und Leder auf und zwar letzteres sowohl als Pergament wie als weiches (Handschuh-)Leder.

Zur Ausführung der in der guten Zeit immer kalligraphisch geschriebenen Texte diente meistens schwarze Tinte oder Tusche. Sie war von ganz vorzüglicher Qualität. In einigen der durch Nässe zerstörten Bibliotheken hatte das Lehmwasser zwar das Papier der Bücher vollständig zu Lehm umgestaltet, beim vorsichtigen Auseinanderblättern dieser sich in der Längsachse der früheren Blätter leicht spaltenden Lehmmassen sieht man noch ganze Zeilen von Schrift in vollkommener Erhaltung und ohne daß irgendwo die Tinte verlaufen wäre.

Angeordnet wurde der Text entweder so, daß er den ganzen Spiegel des Blattes ungeteilt mit seinen Zeilen füllte oder man teilte ihn in zwei oder mehr nebeneinandergestellte Kolumnen, die oft mit senkrechten carmin- oder scharlachroten Strichen eingefaßt sind. Die Linien, auf denen geschrieben wird, sind zuweilen mit hellgrauer dünner Tusche gezogen. Oft ähneln sie genau modernen Bleistiftlinien.

Ein nur in schwarzer Tinte geschriebner Text genügte der Prachtliebe der Manichäer nicht. Fast überall ist der aus einem längeren Satz bestehende Titel in greller Farbe über eine Anzahl aufeinanderfolgender Seiten verteilt; wir glauben, über

---

[1] Vergl. die Arbeiten von Wiesner und Kobert (s. Liste).

[2] Auffallender Weise ist nicht ein einziges Bruchstück einer manichäischen Schrift in syrischer Sprache gefunden worden. Dies läßt einen gewissen Zweifel aufkommen an der Richtigkeit der Tradition, Mani habe sich ursprünglich in den meisten seiner Werke der syrischen Sprache bedient.

ebensoviele Seiten, als die betreffende Abhandlung einnahm; täuschen wir uns nicht, so wurde der ganze, so verteilte Titel immer mit einer und derselben Farbe geschrieben. Die den Titel oft umgebenden Blümchen und Schnörkel sind ebenfalls in derselben Farbe ausgeführt, aber hier und da durch Punkte und Striche in einer anderen kontrastreichen Farbe unterbrochen. Gern belebte man auch das Einerlei der in Schwarz geschriebenen Zeilen durch einige paarweise in anderer Farbe, meist scharlachrot, geschriebene Zeilen.

Aber es kamen auch ganz polychrome Manuskriptblätter vor, in denen Gruppen von je 6 in einer bestimmten Farbe geschriebenen Zeilen auf zwei Kolumnen sich gegenseitig abwechselnd gegenüber gestellt werden, z. B.:

Kol. II	Kol. I
grün	mennigrot
mennigrot	grün
hellblau	blaurot
blaurot	hellblau
orangerot	sepiabraun
sepiabraun	orangerot

Derartige prunkhafte Verschönerungen eines Blattes sind vielleicht bedingt durch die Wichtigkeit des betreffenden Blattes für das dazu gehörige Buch; unserer Ansicht nach sind es Colophone, die man so schmückte.

EINBÄNDE

Die Bücher der europäischen Form waren oft mit kostbaren Einbänden versehen, wie z. B. auf Taf. 8 b, Abb. a, ersichtlicht ist. Augenscheinlich waren die Ränder mancher solcher Bucheinbände mit Elfenbeinplatten eingelegt, andere hatten Decken aus Leder oder gefärbtem Pergament mit gestanzten oder gepreßten Verzierungen. Einen Ledereinband mit ausgestanzten Ornamenten auf untergelegten Gold sehen wir auf Taf. 3, Abb. e.

Ein anderes Fragment eines Buchdeckels (aus Ruine K) wird anbei wiedergegeben; es ist ein kleines Stück halbdurchsichtigen Vellums, das violettrot gefärbt und mit Punzen zierlich gemustert ist.

Links ist eine Reihe runder Löcher ausgestanzt; daneben befindet sich eine eingepreßte Rinne, an die sich nach R. drei Reihen gepunzter Ornamente anschließen.

Die erste Reihe zeigt ein „offenes Herz"-Muster, die zweite kleine Ovale mit einem Punkt in der Mitte, die dritte noch kleinere Blumenrosetten, die aus einem Kreis mit darin enthaltenem, aus sechs kreisrunden Punkten zusammengesetzten Muster bestehen.

Von großer Wirkung muß ein Einband gewesen sein, von dem wir ein Stück in der Bibliothek der Ruine K fanden. Er bestand aus Pappe, die mit dickem Goldblatt überzogen und dann mit dünngeschliffenem Schildpatt belegt war. Der reiche Schimmer des Goldes durch das Gelbbraun des Schildpatts wirkt sehr prächtig.

Die prunkvolle künstlerische Ausstattung ihrer religiösen Bücher, die die Manichäer von ihrem Propheten übernommen haben, muß bei weitem alles übertroffen haben, was Mohammedaner und Christen an den ihren zu sehen gewöhnt waren.

Die Mohammedaner nahmen Anstoß an dem Prunk, mit dem die Manichäer ihre heiligen Bücher ausstatteten, wie zu ersehen ist aus einer bei Keßler mitgeteilten Stelle des gelehrten Muʿtaziliten al Ǧaḥiẓ († 859 n. Chr.):

> „Ibrâhîm as Sindî sagte einmal zu mir: „Ich wünschte, die Zandîken [d. i. Manichäer] wären nicht so verpicht darauf, theures Geld auszugeben für sauberes weißes Papier und für die Anwendung von glänzend schwarzer Tinte, und daß sie nicht so hohen Werth legten auf die Schönschrift, und weniger die Schönschreiber zum Eifer anspornten; denn fürwahr, kein Papier, das ich noch sah, ist mit dem Papier ihrer Bücher zu vergleichen, und keine Schönschrift mit der, die in jenen angewandt ist." (*Mani*, S. 366.)

Auch die Christen fanden die Ausstattung überreich, so daß sie z. B. den Zorn des hlg. Augustin in hohem Maße herausgefordert hat; er schreibt:

> „*Adv. Faustum, Lib.* XIII, C. 6: Tam multi et tam grandes et tam pretiosi codices vestri — und c. 18: Incendite omnes illas membranas elegantesque tecturas decoris pellibus exquisitas etc." (cf. Flügel, *Mani*, S. 385).

ZUR TECHNIK DER MINIATURMALEREI

Über die Technik des kostbarsten Schmuckes dieser Literatur, nämlich der Miniaturmalerei, können wir nichts Sicheres angeben. Es fehlt darüber jeder ältere literarische Bericht.

Das Papier, immer von vorzüglicher Güte, scheint zuweilen mit einem außerordentlich feinen Überzug von Kreide oder einer ähnlichen Masse versehen worden zu sein.

Auf dieser sorgfältig abgeglätteten feinen Schicht entwarf der Illuminator, vielleicht mit Hilfe von Pausen, die Vorzeichnung der Umrisse in schwarzen oder rötlichen Linien, die er dann mit dichten Deckfarben ausfüllte.

Man scheint aber öfter auch auf das Papier gemalt zu haben, ohne erst den erwähnten feinen Überzug aufzutragen.

Goldblatt und zwar ziemlich dickes Goldblatt kam reichlich zur Verwendung, so daß manche Seiten von Goldglanz gestrahlt haben mögen. Doch scheint man es noch nicht verstanden zu haben, Blattgold auf einer festen Unterlage aufzutragen und dann zu polieren.

Man klebte vielmehr das Blattgold in kleinen rechteckig oder unregelmäßig zugeschnittenen Stückchen auf und regelte deren Conture durch Auftragung von Deckfarben. Dann vollzog man die Gliederung der so vergoldeten Fläche durch schwarze oder farbige Linien; besonders ein schönes strahlendes durchsichtiges Rubinrot wurde vielfach verwendet.

Woher die zur Schrift und zur Illuminierung dienenden prachtvollen Farben stammen, vermögen wir nicht anzugeben. Nach einer mündlichen Mitteilung des Herrn J. R. Martin in Stockholm kommen sie wahrscheinlich aus Zentral-Asien, vielleicht aber aus China. Wir möchten unsererseits Persien als das wahrscheinliche Ursprungsland ansehen, denn dort wurden von altersher Teppiche in den herrlichsten Farben hergestellt.

Die häufigsten Farben sind Rot (Scharlach und Carmin), Blau und Gelb; auch Grün tritt häufig auf.

Als rote Farben wurden verwendet Zinnober, Vermilion und anscheinend die von *Coccus ilicis* hergestellte Farbe.

Das augenscheinlich immer zur Grundierung benutzte strahlende Blau halten wir für Lapislazuli-Ultramarin, das man unschwer aus Badachschan beziehen konnte. Indigo scheint in manichäischen Miniaturen nicht vorzukommen; das flauere Blau mancher buddhistischer Illuminationen mag der indischen Pflanze entstammen.

Täuschen wir uns nicht, so ist die gelbe Farbe Chromgelb; den Ursprung der grünen Farbe können wir auch vermutungsweise nicht angeben.

Die drei Farben Rot, Blau und Chromgelb wurden auch in der Miniaturmalerei der indo-persischen Schule der Moghulzeit mit Vorliebe verwendet.[1]

Mit welchen Werkzeugen man diese zarten Bilder gemalt hat, ist uns unbekannt. Vielleicht benutzte man schon damals die feinen Pinsel von Eichhörnchenhaar, die V. A. Smith erwähnt.[1]

Eine Untersuchung der manichäischen Miniaturen durch mit der Technik der neuzeitlichen persischen und indischen Miniaturen vertraute Künstler oder Gelehrte ist erwünscht. Wir erwarten von ihr Feststellungen, die unsere Ansicht bestätigen werden, daß diese frühen iranischen Malereien Vorstufen seien aller Miniaturmalerei in Süd-, Mittel- und Ostasien.

BEDEUTUNG DER MANICHÄISCHEN MINIATUREN FÜR DIE KUNSTGESCHICHTE

Von besonderer Wichtigkeit sind diese Miniaturen für die noch vollkommen im Argen liegende Kunstgeschichte Asiens.

Wie wir wissen, ist die griechische Kunst, ohne deren Einfluß auch die frühchristliche Kunst und fast alle Kunstübungen der westlichen Welt in ihren vorhandenen Formen nicht hätten entstehen können, zunächst auf nicht hellenischer Grundlage erwachsen. Mesopotamien, Aegypten und Kreta lieferten ihr, mit den technischen Kenntnissen, die Bausteine, aus denen sie das grandiose Gebäude errichtete, das, einem ungeheueren Leuchtturm vergleichbar, alle Lande erleuchten sollte. Noch in ihrem Verfall, als nichthellenische Völker bereits die hellenischen Typen zu hellenistischen umgestaltet hatten, besaß die so umgestaltete hellenistische Kunst noch genügende Anziehungskraft, genug Macht, um ganz fremdrassige Völker zur Nachahmung anzuregen, zur Nachahmung, die z. T. durch einfaches Mißverständnis, z. T. durch Erweckung des einheimischen Kunstsinnes, nicht zum geringsten Teil aber durch die Darbietung vorher unbekannter technischer Hilfsmittel neue Kunstübungen auf Grundlage der Kunst der ausgehenden Antike schuf.

---

[1] S. Vinc. A. Smith, *History of Art in India etc.*, S. 462.

Die Wandlungen, denen die Antike sich unterwerfen mußte, vollzogen sich weder plötzlich, noch an demselben Ort, sondern allmählich und an vielen Orten, und zwar an jedem Ort unter anderen Arten der Beeinflussung.

So entstand in Aegypten, besonders in Alexandrien, mitten unter alt-aegyptischen Erinnerungen, die koptische Antike, deren Wichtigkeit noch lange nicht genügend gewürdigt wird; Persien, seit altersher mit Aegypten, Vorderasien, Mesopotamien, Hellas verbunden und unter den Parthern starken hellenistischen Einflüssen ausgesetzt, entwickelte, später im Austausch auch mit Byzanz, die merkwürdige persische Renaissance, nämlich die sassanidische Kunst, die, obwohl persisch, die fremden Elemente nicht verleugnen kann. Nach Indien drangen zu Asoka's Zeiten altpersische Formen vor, später hellenistische Kunstübungen aller Art, unter denen die Schulen von Gandhāra und Mathura besonders wichtig sind, und es entstand dort durch deren Mischung mit (z. Z. freilich nur vermuteten) Kunstelementen der indischen Ārya, die buddhistische Antike, die, mit der Religion, deren äußerer Ausdruck sie war, vordringend, die iranischen und tocharischen Bewohner Ost-Turkistans in ihren Bann zog, aber unter ihren Händen neuen Veränderungen unterworfen wurde.

Über die Handelsrouten Ost-Turkistans gelangten, neben Formen der koptischen Spätantike, die sassanidische Kunst Irans, die buddhistische Antike Gandhāras, die oft schon ganz indisch abgewandelten Kunstübungen anderer indischer Landschaften nach China[1] und von dort über Korea nach Japan, welch letzteres Land aber vielleicht auch unmittelbare Beziehungen zu Ostturkistan und Gandhāra unterhalten hat.

Aber nicht nur der Buddhismus diente der Verbreitung westlicher Kunstübungen über die ungeheueren Länder des asiatischen Kontinents, sondern auch die syrischen Nestorianer und die Manichäer brachten westliche Kultur und Kunstelemente nach Mittel- und nach Ostasien. Erstere nämlich, obwohl ein recht langweiliges und in der Diaspora sich schnell barbarisierendes Völkchen, brachten doch griechische Kulturelemente in ihre abgelegenen Asyle mit — so fanden wir z. B. in der Oase von Turfan, also nahe der Grenze des eigentlichen China, Reste einiger Zeilen griechischer Schrift in dem 7.—9. Jhdt. zuzuweisenden Charakteren.

Die Manichäer endlich brachten ihre Illuminationskunst und ihre Wandmalerei, auf die weiter unten eingegangen werden wird.

Und schließlich können wir nicht verschweigen, daß unserer Ansicht nach die zwischen den großen Kulturvölkern der alten Welt bestehenden Handelsbeziehungen einen weit größeren Einfluß auf die Entwickelung der Kunst der betreffenden Völker ausgeübt haben, als man gewöhnlich annimmt. Ein außerordentlich wichtiges Ausstrahlungszentrum war Alexandrien, die wichtigste Handelsmetropole der alten Welt, die, wie später Byzanz, dem Osten westländische Güter aller Art übermittelte, aber sicherlich auch schon begann, wie Byzanz später es getan hat, Erzeugnisse der sich infolge der Berührung mit dem Hellenismus reich entwickelnden Kunstübungen des gesamten Orients dem Westen zu überbringen.

Wir sehen in den Kunstübungen aller Kulturvölker des alten Europas und Asiens einen innigen Zusammenhang; die Beziehungen scheinen u. E. zunächst, nach dem Aufblühen der klassischen Antike aus ihren fremden Grundlagen, von Westen nach Osten gewandert zu sein, dann aber, von dem Zeitpunkt an, da die Völkerwanderung ihre Zerstörungen begann, sich geändert und den Weg von Osten nach Westen genommen zu haben.[1]

Ein merkwürdiges und darum ungemein wichtiges Beispiel scheint uns in der Kunst der manichäischen Miniaturmalereien vorzuliegen. Sie geht zurück auf eine vorauszusetzende sassanidische Malschule, die dem Stil der gleichzeitigen Skulpturen ebenso entsprochen haben muß, wie manche Gemälde aus den Höhlentempeln von Kutscha dem Stil der Gandhara-Skulpturen entsprechen. Daß eine solche Malschule vorhanden war, ergibt sich aus einer Notiz bei Masʿûdî[2]; sicherer aber (späte literarische

---

[1] Eine Reihe von Beispielen, die die Wanderung von Kunst- und Kulturgütern nach beiden Richtungen hin zeigen soll, werden wir demnächst in Form eines „Bilderbuchs" der Öffentlichkeit unterbreiten.

[2] Vergl. auch Anm. auf S. 59. Aber auch nach dem im Jahre 1608 geschriebenen Werke des tibetischen Lamas Tāranātha gab es eine indische Malschule, die den Namen der *„Schule des alten Westens"* führte. Sie wurde begründet durch einen Götterbildner namens Śriṅgadhara, der in *„Maru"* lebte und wurde früher auch in Kaschmīr geübt. Auch in Nepal waren die früheren Kunstschulen „ähnlich dem alten Westen". (A. Schiefner, *Tāranatha's Geschichte des Buddhismus in Indien*, St. Petersburg 1869, S. 279—8).

Ob man nun einer so späten tibetischen Quelle großen historischen Wert beilegen darf, steht dahin. Wir möchten aber nicht unterlassen, unseren Zweifel auszusprechen an der Richtigkeit der Übersetzung des Namens *Maru* mit *Mārwār* (Jodhpur in Rājputāna), die Vincent Smith auf S. 305 seines verdienstvollen Werkes *„History of Fine Art in India and Ceylon"* einsetzt.

Maru kann allerdings Mārwār bedeuten und bedeutet es auch vielleicht an manchen Stellen des Buches Tāranāthas; an anderen Stellen aber tritt der Name *Maru* (S. 61 und 198) als „im Westen gelegen", und zwar neben dem Namen des Landes *Tukhāra* auf — *hier* würde also unseres Erachtens keineswegs an Jodhpur, sondern an Merw (und, für Tukhāra, an Balch) zu denken sein. Ob an der oben zitierten Stelle nicht ebenfalls Merw statt Jodhpur einzusetzen ist, muß noch untersucht werden. Wir sind einstweilen überzeugt, daß Merw gemeint ist. Aber wir möchten davor warnen, auf Grund einer so unsicheren Angabe etwa an das Bestehen einer „Rajputen-

Angaben dieser Art sind u. E. nicht befriedigend) wird ihr Bestehen bewiesen durch eine unserer Miniaturen (Taf. 8a, b, Abb. c), die dem Stile nach unabweisbar im Zusammenhang mit dem Bogen des Chosrau Parwēz zu Ṭāq-i-Bōstān steht.

Nach diesem uns vorliegenden Beispiel war diese Malkunst ein Mischstil aus persischen und spätantiken Elementen; die Kompositionsweise erinnert an die byzantinischer Malereien, die ja auch auf der ausgehenden Antike beruhen. Der erste Eindruck, den der Anblick dieser Miniaturen auf uns machte, war viel mehr der frühchristlicher als asiatischer Malereien.

Auch Elemente der Malschule von Gandhāra drangen, wenn wir uns nicht täuschen, in diese manichäische Kunstübung ein (Taf. 6, Abb. c); in späterer Zeit können wir beobachten, wie die westländischen Typen beginnen, chinesischen Charakter anzunehmen (Taf. 7, Abb. c).

Diese manichäische Malschule war, wie ihr sassanidisches Vorbild, sicherlich über das ganze Sassanidenreich verbreitet.

Die heftigen Verfolgungen, denen die Manichäer seitens der Zoroastrier und später der Mohammedaner ausgesetzt waren, veranlaßte zahlreiche Manichäergemeinden, bei ihren buddhistischen Rassegenossen, den iranischen Völkern West- und Ost-Turkistans ein Asyl zu suchen, und es versteht sich von selbst, daß sie ihre Bücher mit sich führten und ihre rein religiöse Kunst in ihren neuen Wohnorten einbürgerten. So erreichten die Manichäer selbst das eigentliche China. Von dort aus wurde das Uigurenreich in Ost-Turkistan missionarisiert und so übernahmen die türkischen Uiguren, deren Könige und Hofstaat sich zum Manichäismus bekehrt hatten, die Miniaturmalerei von ihren iranischen Bekehrern und pflegten sie mit der oben erwähnten Abwandlung in der hergebrachten Weise.

Die türkischen Uiguren, deren Könige mit ihrem Hofstaat Manichäer waren, übernahmen die manichäische Miniaturmalerei von ihren iranischen Vorgängern und pflegten sie mit der oben erwähnten Abwandelung in der hergebrachten Weise.

Als dann die Macht des Uigurenreiches zerfiel, traten die zur Herrschaft gelangten Mongolen das glänzende Erbe dieses begabten Türkenvolkes an und übernahmen ihrerseits, mit der spätsoghdischen Schrift und allen Kunstübungen, die die Uiguren von Persern und Indern erworben hatten, auch die Kunst der Miniaturmalerei.

Diese Art der Buchkunst, einmal ihrem religiösen Zweck entfremdet, mußte infolge der großen Kostspieligkeit der dabei verwendeten Stoffe eine höfische Kunst werden.

Als solche wurde sie bei den Mongolen geübt, als solche trugen die mongolischen Fürsten sie von China nach Persien zurück, wo diese abgewandelte Form der persischen Miniaturkunst durch die Gunst der Fürsten augenscheinlich über die dortigen, derselben Quelle entsprungenen älteren Malschulen siegte und sie ganz oder teilweise verdrängte.

Unter der Herrschaft der Mongolen herrschte diese Miniaturkunst im ganzen persischen Kulturgebiet, zu dem das gesamte Zentralasien dieser Epoche zu rechnen ist.[1] Maler mongolischer Nationalität wird es kaum gegeben haben, die ausübenden Künstler werden durchweg Iranier oder iranisierte Türken, zunächst Uiguren, gewesen sein. Iranische oder türkische Künstler oder richtiger Kunsthandwerker mögen freilich schon zur Zeit der türkischen Sklaven-Dynastien, also vor dem Aufstieg der Mongolen, nach Indien gelangt sein und dort gewirkt haben; wir glauben aber, daß es erst die Eroberung Hindustans durch die (fälschlich *muγal=Mongolen* genannten) Čaγatai-Türken unter dem Timuriden Bābur war, die diese Kunst in Indien einbürgerte.

Die Irrfahrt dieser Kunst erst von Westen nach Osten, dann von Osten nach Westen ist ein Schulbeispiel für die Art, wie Kunstübungen von einem Volk zum andern überbracht werden.

Daß wir die manichäischen Miniaturen für eine Vorstufe fast aller „islamischen" Miniaturmalereien halten, ergibt sich aus dem oben Gesagten von selbst. Einige unserer Miniaturen zeigen den älteren noch unveränderten iranischen, andere den späteren, mehr oder weniger ostasiatisch abgewandelten Stil, der zu dem der „mongolischen" Miniaturen hinüberführt.

Malschule" in so früher Zeit glauben zu wollen und führen dies Zitat an, um zu zeigen, daß vielmehr eine, wenn auch unsichere Erinnerung an alte Malschulen der außerindischen Westländer, und ihres Einflusses auf Indien, zu Tāranāthas Zeit noch traditionsweise erhalten war.

[1] Tibet war zwar über Mittelasien mächtigen iranischen Einflüssen unterworfen, von Süden her noch mächtigeren indischen, ist aber sogleich eigene Wege gegangen, und wir schließen es hier von dem Begriff Zentral-Asien aus.

DIE FUNDORTE

Alle Funde[1] manichäischer Altertümer, die von unseren Expeditionen gemacht worden sind, stammen aus der Oase von Turfan und gehören fast durchgängig der Blütezeit des uigurischen Reiches an (rund 750—850).

In den westlich gelegenen Grabungsstätten der Oasen von Maralbaschi, Kutscha und Qaraschahr-Kurla haben wir keinerlei manichäische Überreste ausgegraben; in der Hauptsache gehören diese Grabungsstätten Epochen an, die älter, zum Teil sogar erheblich älter sind, als die Machtentfaltung der uigurischen Türken in Ostturkistan und die durch einen Uigurenkönig veranlaßte Einführung des Manichäismus.

In der Oase von Qōmul (chin. Ha-mi) hatten wir zwar Funde manichäischer Altertümer erwartet, doch wurde diese Hoffnung enttäuscht. Unsere Grabungen in den Ruinen von Āra-Tam unweit Tāsch-schähri ergaben keinerlei Resultate, da der Schutt durch die Schneeschmelzen so durchfeuchtet war, daß alle darin vorkommenden Altertümer zerstört waren. In der zweiten Grabungsstätte der Oase von Qōmul, die von unseren Expeditionen untersucht wurde, in den Ruinen von Ili-Köl, wurden nur buddhistische Altertümer entdeckt, an Texten besonders Reste tibetischer buddhistischer Literatur, die wir einer relativ späten Zeit zuschreiben möchten. In der Oase von Turfan sind manichäische Altertümer an folgenden Orten gefunden worden: 1. in der alten Hauptstadt Chotscho,[2] — 2. in der „Stadt auf dem Yār“, *(Yār-choto, Yār-γolī)* — 3. in den Klöstern von Tuyoq, — 4. in den Ruinenstätten von Murtuq, — 5. in den Kult-Orten der Schlucht von Sängim.

CHOTSCHO

Der ergiebigste dieser fünf Fundorte war naturgemäß die große Ruinenstadt Chotscho. Hier wurden manichäische Reste an vielen Stellen gefunden, meist vermischt mit Resten der religiösen Literatur der anderen Religionsgesellschaften, die dort Anhänger hatten, nämlich der Buddhisten und der nestorianischen Christen. Nur ein einziges Bruchstück der zoroastrischen Literatur wurde gefunden;[3] wir glauben aber, daß die zoroastrische Gemeinde in Chotscho doch größer gewesen ist, als man nach dem Auftauchen nur eines Bruchstückes ihrer Literatur annehmen könnte.

Ehe wir die Fundstellen in Chotscho genauer schildern, ist es nötig, eine kurze Beschreibung der Ruinenstadt selbst zu geben.

Sie erfreut sich einer großen Anzahl von Benennungen,[4] von denen *Kao-c'ang* die alte chinesische, *Chotscho* (oder *Qočo*) die alte türkische Bezeichnung ist. Diese beiden alten Namen dürften auf einen noch älteren Namen zurückgehen, der der alten Landessprache angehört haben mag, den wir aber in seiner ursprünglichen Form nicht kennen. Auch wissen wir nicht, ob diese alte Landessprache Soghdisch oder Tocharisch, resp. ein dem Tocharischen verwandter Dialekt gewesen ist. Ein alter iranischer Name Chotschos scheint *Čīnānčkand* = Chinesenstadt gewesen zu sein[5], aber es ist nicht sicher, ob unter dieser Bezeichnung nicht vielmehr *Qōmul (Hami)* zu verstehen sei.

In späterer Zeit finden wir die Benennung *Idiqut-Šähri* oder Stadt des Iduq-qut (= Titel des Uigurenkönigs), die sich bis heute für die Ruinenstadt erhalten hat, neben *Qara-Chotscho*, später *Qara chōdscha* (= schwarzer Fürst), welch letzterer Name heute sowohl die Ruinenstadt, wie die eine der beiden in ihrer Nähe entstandenen modernen Siedelungen türkischer Landwirte und Händler bezeichnet. Die zweite dieser modernen Siedelungen heißt *Āstāna*, (p. Schwelle; Heiligengrab); ein Name, der diesem Flecken wohl verliehen worden ist, weil eine riesige unter der chinesischen Bezeichnung *Tai-san* bekannte buddhistische Ruine heute noch dort steht.

Außerdem aber verdankt die Stadt dem Umstande, daß im benachbarten Orte Tuyoq ein Heiligtum der Siebenschläfer verehrt wird, noch eine Reihe mohammedanischer Namen, nämlich *Apsūs* oder Ephesus, *Dāqīānūs-Schähri* oder Stadt des (Kaisers) Decius, und endlich, seltener, Stadt des *Ālbättä Sulṭān*, eines legendären mohammedanischen Fürsten, der die Christenstadt Apsūs erorbert haben soll. Diese mohammedanischen Namen gehören einer späten Zeit an, in der das buddhisti-

---

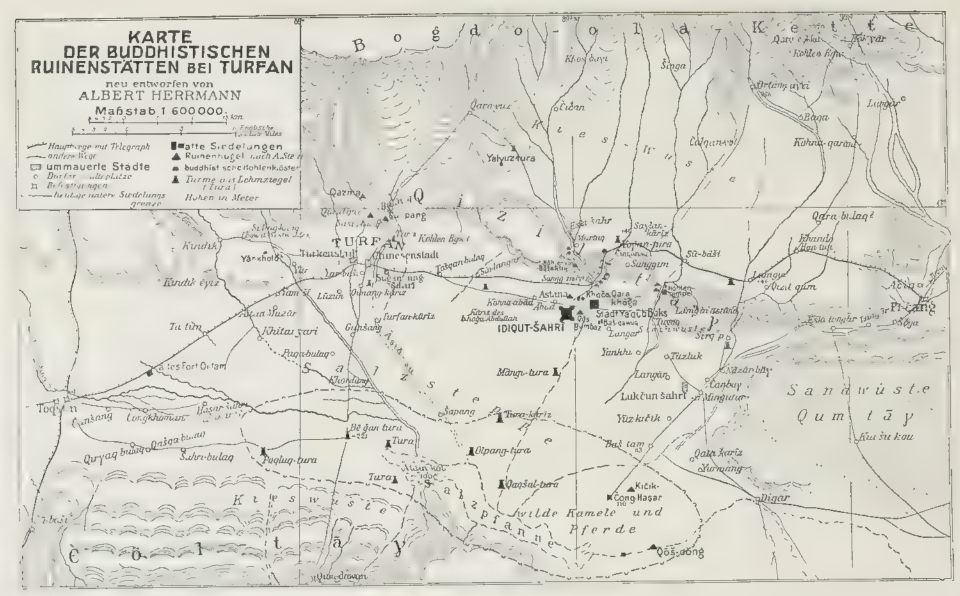
[1] Beschreibung der Fundorte in der Hauptsache nach den früheren Veröffentlichungen, *Chotscho*, und Grünwedels *Bericht* und *Kulturstätten*.

[2] Das Wort *Chotscho* (englische Umschrift *Khocho*) ist nach deutschem, nicht nach englischem Sprachgebrauch auszusprechen: das *ch* ist also zu sprechen, wie *ch* in *Rache, suchen,* nicht etwa wie *ch* (= *tsch*) im englischen Worte *charm*.

[3] Cf. K. f. Geldner, *Bruchstück eines Pehlevi-Glossars aus Turfan*, Sitzber. d. Kgl. Preuß. Ak. d. Wiss., 28. Juli, 1904.

[4] Vgl. P. Pelliot, *Kao-tch'ang, Qočo, Houo-tcheou et Qarǎ-Khodja*, Journal asiatique, mai-juin 1912.

[5] Hiermit scheint übereinzustimmen, daß heute noch die Einwohner von Qara-Chōğa im ganzen Lande unter dem Spottnamen *kök ištan* = „Blauhosen“ = Chinesen, bekannt sind.



sche Siebenschläfer-Heiligtum bereits zu einer islamischen, mit der islamischen Siebenschläferlegende in Zusammenhang gebrachten Grabmoschee umgewandelt worden war.

Der in unseren an Ort und Stelle gefundenen mitteltürkischen Urkunden belegte Name aber ist *Chotscho* oder *Qotscho*; wir bedienen uns seiner ausschließlich zur Bezeichnung der alten Stadt.

Die Ruinenstadt umfaßt mit ihren ein unregelmäßiges Viereck bildenden Mauern ein Gelände von ungefähr einem □ km. Die mächtige alte Mauer ist noch heute an vielen Stellen gut erhalten. Sie hat eine Höhe von etwa 20 m und ist in der von Persien bis nach China hinein noch heute üblichen Art aus gestampftem Lehm ausgeführt.[1] Zahlreiche Türme — es stehen deren noch einige siebenzig — verstärken diese sich nach oben verjüngende Mauer, die in ihrem unteren Teile so dick ist, daß ganze Zimmeranlagen, besonders in der Nähe der Tore, darin angebracht werden konnten.

Die Toranlagen sind zerstört; es scheint aber jede der vier die Stadt umfassenden Mauern etwa in der Mitte ihrer Längenachse mit einem befestigten Tor versehen gewesen zu sein. Ein fünftes Tor befand sich anscheinend in der Nordwest-Ecke der Mauer.

Die Gebäude der alten Stadt sind zum großen Teil sehr stark zerstört, ja an vielen Stellen haben die türkischen Bauern Wasser in die Stadt geführt, die niedergelegten Gebäudetrümmer durchfeuchtet, den Pflug darüber geführt und Baumwoll- und Mohrenhirse-Felder angelegt. Das in Kanälen durch die Ruinengruppen geführte Wasser hat vielen Schaden angerichtet: die Grundmauern der an den Kanälen gelegenen Bauten haben Feuchtigkeit angezogen und diese hat die noch im Schutt dieser Bauten ruhenden Altertümer zerstört. Was aber von Bauten noch steht, und es sind immer noch Ruinen von mächtigen Ausmaßen vorhanden, trägt durchaus iranischen oder aber indischen Charakter: Gebäude chinesischer Bauart kommen nicht vor.[2]

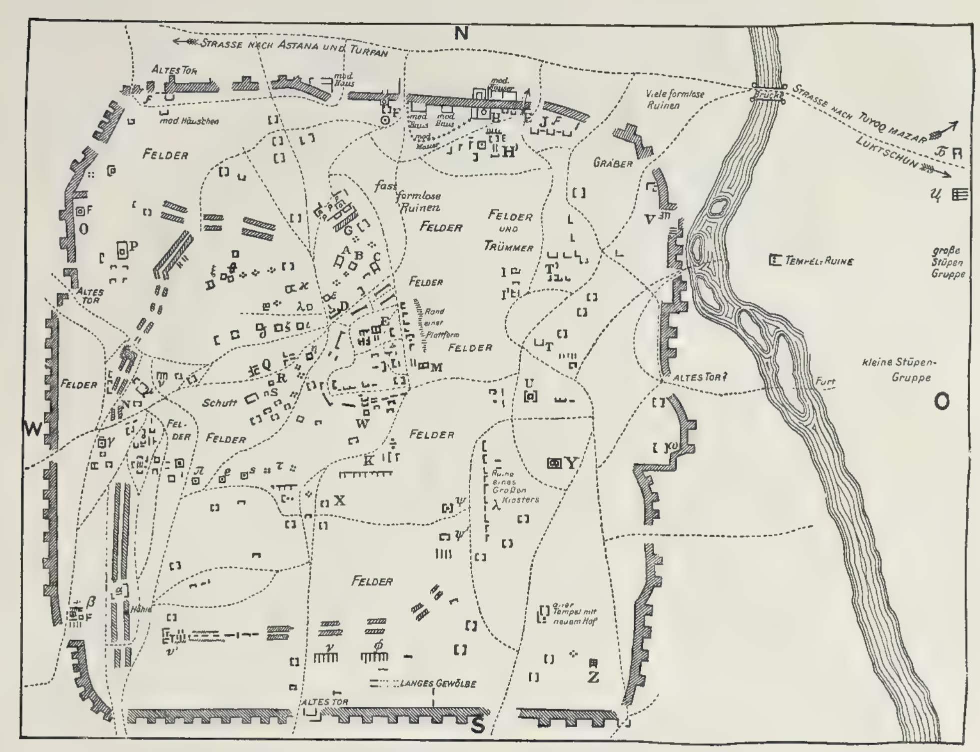
Alle Bauten der Stadt, außer einigen dem Komplex E des Grünwedelschen Planes zugehörigen Ruinen,[3] sind Klöster- oder Tempelruinen; von letzteren haben manche sicherlich als Grabstätten für Fürsten oder angesehene Geistliche gedient.

Nur einige Gebäude der Gruppe E, die bei den heutigen Bewohnern für den „Palast des Königs“ gilt, können profanen Zwecken gedient haben. Wir halten daher die befestigte Ruinenstadt für eine Tempel- und Gräberstadt, in der vielleicht die königliche Familie eine Burg besaß. Das gewöhnliche Volk mag im Norden der Stadt dort gewohnt haben, wo heute ausge-

[1] Cf. v. Schwarz, *Turkestan*, Freiburg, 1900, S. 156 ff.

[2] Cf. A. Grünwedel, *Bericht* und A. v. Le Coq, *Chotscho*; in beiden Werken zahlreiche Abbildungen der wichtigeren Bauten.

[3] Cf. den Grünwedelschen Stadtplan.



PLANSKIZZE DER RUINENSTADT CHOTSCHO. (NACH GRÜNWEDEL.)

dehnte mohammedanische Friedhöfe angelegt sind; es finden sich dort große plattformartige Anlagen aus gestampftem Lehm, auf denen die einfachen Lehmhäuser der gewöhnlichen Leute gestanden haben mögen. In unruhigen Zeiten diente die große Necropole wohl als Zufluchtsort für die gesamte Bevölkerung.

Die wichtigsten Fundorte manichäischer Altertümer in Chotscho sind: 1. die dem manichäischen Kult gewidmete Ruinengruppe K[3], 2. die buddhistische Tempelruine α.[3]

Die RUINENGRUPPE K ist ausgezeichnet durch ihre Lage. Sie nimmt nämlich ungefähr den Mittelpunkt der alten Stadt ein und wird im Norden begrenzt durch den noch wohl erkennbaren Lauf einer ihrer Hauptstraßen, die schnurgerade von der Ruine Y im Osten zur Ruine γ im Westen gezogen war. Und die Lage entspricht augenscheinlich der Wichtigkeit des Gebäudes: täuschen wir uns nicht, so haben wir in dieser Ruinengruppe die Reste des wichtigsten Tempels oder Kultortes der Manichäergemeinde von Chotscho vor uns.

Die Ruinengruppe, deren schematischen Plan wir beifügen, besteht aus der Hauptsache aus einem von einer Umfassungsmauer im Norden, Westen und Süden eingefaßten Rechteck, nach Osten hin wird dies Rechteck begrenzt durch eine Bodenerhebung, die zahlreiche, aber auf das furchtbarste zerstörte Gebäudereste trägt.

Auch im Norden erhebt sich das Gelände und trägt dort einen Komplex von Anbauten, der sich bis zur Ostecke erstreckte, von dem aber nur der westliche Teil einigermaßen erhalten ist. Von diesem Anbau war am besten im Stand eine Gruppe von VIER KLEINEN KUPPELBAUTEN; ein breiter, in nordsüdlicher Richtung verlaufender Gang verläuft zwischen ihnen in der Weise, daß je zwei dieser Kuppelräume sich auf seiner Westseite, je zwei auf seiner Ostseite befinden. Ob dieser Gang den Hauptzugang zu dem Ruinenkomplex gebildet hat, läßt sich nicht feststellen.

[1] Cf. den Grünwedelschen Stadtplan.



SCHEMATISCHER PLAN DER MANICHÄISCHEN RUINENGRUPPE K IN CHOTSCHO.

Die beiden Kuppelräume der Ostseite waren durch Erdbeben (?) gespalten und furchtbar zerstört[1]; die auf der Westseite waren sekundär verbaut worden, nachdem ihre Kuppeln eingestürzt oder eingeebnet worden waren. Auf den eingeebneten Kuppeln hatte man später Tempelchen errichtet, die allem Anscheine nach dem buddhistischen Kult gedient haben.

Der nördliche der beiden Kuppelräume der Westseite war ganz mit Schutt ausgefüllt; es zeigte sich, daß man eine in west-östlicher Richtung verlaufende Stützmauer in ihn eingebaut hatte, wie dies auch in dem südlichen Kuppelbau der Fall war. Von den Kuppeln waren in beiden Fällen nur die gewölbten Zwickel in den Ecken erhalten; die Art, wie man das neue, den jüngeren Bauten als Fußböden dienende Dach über den Schuttmassen konstruiert hatte, ist leider nicht beobachtet worden.

Während der nördliche Raum, wie gesagt, nur Schuttmassen enthält, war der südliche gänzlich mit den mumifizierten Leichen erschlagener, noch bekleideter Menschen erfüllt, die in regellosem Wirrwar übereinander aufgehäuft waren; eine Anzahl Schädel und einige Schuhe wurden hier gesammelt, aber bald versagten unsere Arbeiter wegen des feinen Staubes, der sich in schwachen, aber unangenehm riechenden Wolken aus diesem Berg von Menschenüberresten erhob, als die Arbeit begann. Von den Erschlagenen trugen einige rote, andere gelbe Gewänder, wohl buddhistische Mönchskleider. Der weiße manichäische Ornat wurde dagegen bei keiner der freigelegten Leichen festgestellt.

Da die Chinesen die Störung der Ruhe der Toten mit besonderer Mißbilligung betrachten, wurde die ohnehin im übrigen ergebnislose Arbeit eingestellt. Zu erwähnen ist noch, daß auf der Mitte der Südmauer dieses Leichenraumes durch ungenaues Aufsetzen der Kuppel ein auf dem Plan nicht eingezeichneter, schmaler freier Raum entstanden war: auf diesem freien Platz stand ein aus Lehm geformter, kreuzartiger Gegenstand unbekannten Zweckes.

An der Westseite der beiden westlichen Kuppelbauten befanden sich zwei Räume, nämlich ein (nördlicher) quadratischer, eingangsloser und in seiner Bestimmung uns unverständlicher Raum, an den sich im Süden ein schmales Tonnengewölbe anschloß. Dieses Tonnengewölbe hatte eine Tür nach Westen; zwei Stufen führten in den Raum hinab. An den Wänden war keine Spur von Bemalung zu erkennen.

[1] Die Grabungen in diesen Räumen ergaben nur ein Fragment eines wahrscheinlich manichäischen Wandgemäldes, welches eine Reihe von Göttern auf blauem Grunde darstellt (Cf. Chotscho, Taf. 2, Abb. a). Es wurde im Schutt des südlichen Raumes gefunden.

In diesem Raum fanden wir im Lößstaub, nahe der Treppe, und ungefähr einen Fuß oberhalb des Fußbodens, ein zusammengedrücktes, ziemlich umfangreiches Bündel nur manichäischer Manuskripte, in z. T. soghdischer, zum größeren Teil aber mitteltürkischer Sprache. Die meisten dieser Handschriften waren in soghdischer und spätsoghdischer (uigurischer), einige in manichäischer Schrift geschrieben. Unter anderem wurden hier aufgefunden die manichäisch geschriebenen Bruchstücke des *Chuastuanift* (Sündenbekenntnis der manichäischen *auditores*),[1] das Bruchstück vom *zärošč burχan*,[2] zwei Bruchstücke der Barlaam- und Josaphat-Legende,[3] kosmogonische Fragmente,[4] der polychrome Colophon,[5] die Hymnen,[6] sowie das auf Taf. 8, a u. b, Abb. b wiedergegebene Miniaturfragment, die alle sich in dem erwähnten Bündel befanden. Dieses Bündel scheint in den Raum hineingeworfen worden zu sein zu einer Zeit, als dieser, schon unbenutzt, auf seinem Boden bereits eine einen Fuß mächtige Schicht Lößstaub angesammelt hatte. Freilich kann eine solche Ansammlung bei den ungemein heftigen Staubstürmen, die in den Monaten März bis Mai die Turfaner Oase täglich heimzusuchen pflegen, in sehr kurzer Zeit entstehen.

Die Gebäude auf den Lößhöhen im Osten des Rechtecks waren durch schuttabfahrende Bauern so stark zerstört, daß wir es aufgaben, einen Plan davon aufzunehmen. Nur eine Gebäudegruppe war diesen Zerstörern entgangen, nämlich der „BIBLIOTHEK-KOMPLEX" südöstlich von der nördlichen Anlage. Die für uns wichtigsten Räume dieser Gruppe waren wiederum ein Kuppelraum, die „Bibliothek", und der östlich daran angrenzende lange schmale Gang, den wir als den „Gang neben der Bibliothek" bezeichnen. Der letztere, früher wohl ein Tonnengewölbe, war von oben bis unten mit Schutt und Ziegeln erfüllt, und inmitten dieser Schuttmassen, also nicht auf dem Boden des Ganges, fand sich eine große Anzahl von Fragmenten manichäischer Seidenbilder, Stoffresten und Manuskripten. Sämtliche manichäischen Tempelfahnen (cf. *Chotscho*, Tafel 3) unserer Sammlung entstammen diesem Fundort, aber auch der Buchdeckel (Taf. 4 Abb. e) und ein kleines Bruchstück eines anderen Buchdeckels, das wir auf S. 17 wiedergegeben haben. Ein hölzerner Löffel mit hübschem Ornament (s. Abb. S. 26) wurde in der Wandnische eines östlich angrenzenden Raumes gefunden.

Interessant ist ferner das auf S. 26 abgebildete Bruchstück eines offenbar manichäischen Seidenbildes aus dieser Fundstelle.[7] Es ähnelt durchaus den buddhistischen Seidenbildern, die, mit gemusterten Seidenstoffen eingefaßt, sicher als die Vorläufer der chinesischen Tempelbilder und der japanischen *kakemono* zu betrachten sind.

Der quadratische Kuppelraum mit den Resten seiner Vorhalle unmittelbar westlich von diesem Gang gelegen, zeigte in der NW- und in der SO-Ecke noch die Zwickelwölbungen. Der Fußboden bestand aus einer etwa 3 cm dicken Schicht gut geglätteten weißen Gipses, ähnlich dem *chunam* der modernen Inder. Unmittelbar vor dem zerstörten Eingange, auf der Nord-

---

[1] A. v. Le Coq, *Chuastuanift*, G. Reimer, Berlin 1911.

[2] Ders. *Ein manich.-uigur. Fragment*, do. 1908.

[3] Ders. *Ein christl. u. ein manich. Manuskriptfragment*, dto. 1909 und *Türk. Manichaica* I, dto. 1912, S. 5—7.

[4] Ders. *Türk. Manichaica* I, S. 12, 19; *Türk. Manichaica* III, do. 1922, S. 8 u. 37.

[5] *Türk. Manichaica* I, S. 23.

[6] Ders. *Türk. Manichaica* II, do. 1919.

[7] Es ist ein Bruchstück des rechten Außenrandes eines großen manichäischen Seidenbildes, an dem sich noch ein Rest der früheren Umrahmung oder Einfassung, eines verblichenen violetten Seidenstoffes befindet. Dieser Stoff zeigt eine Musterung in weißen Rosetten, die entweder in *„batik"*- oder in *„cunari"*-Technik ausgeführt ist.

Die Seide des Bildes ist, wie bei manichäischen Bildern üblich, schön ultramarinblau grundiert; die Darstellung zeigt die Reste zweier übereinander geordneten sitzenden Gottheiten mit Begleitfiguren (knienden Kindern). Darunter erscheint ein Rest der Gruppe der frommen Stifter.

Die obere weißgekleidete Götter- oder Heiligenfigur sitzt auf einer großen Lotusblume, deren Blätter hellrosafarben mit dunkelrosa Schattierungen gemalt sind. Der Rand des Fruchtbodens ist durch eine mit Blattgold bezogene Linie dargestellt. Die Kleiderreste sind weiß und mit scharlachroten Linien conturiert; der Rand des Nimbus besteht aus Blattgold.

Auch die zweite Götterfigur trägt den weißen manichäischen Ornat, doch sieht man, zwischen Nimbus und Oberschenkeln, noch Teile eines dunkelroten Überwurfs.

Die Kopfaureole ist golden mit scharlachroter Umrandung; der darunter erscheinende Teil der Körperaureole ist außen golden, dann folgt, nach innen hin, ein dunkel- und ein hell-blauer, ein dunkel- und ein hellscharlachroter Streifen.

Der wichtigste Teil des Bildes ist das links über die Kopfaureole der zweiten (unteren) Göttergestalt hervorragende Kreuz (vergl. die Vergrößerung oben). Es ist mit Blattgold bedeckt, mit scharlachroten Linien eingefaßt und mit schwarzen Linien gegliedert. Das obere Ende des Längsstammes und beide Enden des Querbalkens sind mit je drei weißen, rot konturierten Perlen besetzt. Die Form des Kreuzes ähnelt der auf dem christlichen Denkmal von Si-ngan-fu eingemeißelten Darstellung. Das Vorkommen des Kreuzsymbols bei den Manichäern scheint durch dieses Bild bewiesen zu sein; es ist zu bedauern, daß seine Bedeutung einstweilen unbekannt geblieben ist.

Der knieende Knabe rechts neben dem Lotusthron der unteren Gottheit ist weiß gekleidet; der Überwurf ist braunrot, der Gürtel orangerot. Dieses Fragment, wie auch das andere kleine Bruchstück mit dem Kopf eines *„putto"* neben einigen Blättern eines Lotusthrones, dürften an andere, als die ihnen zugewiesenen Stellen des Bildes gehören.

Der unter dem Lotusthron der unteren Göttergestalt links erscheinende Kopf eines männlichen Donatoren trägt die seltsame, pilzförmige Mütze, die wir öfters auf Bildern der Uigurenzeit finden; ihr Unterrand ist mit einem roten Bande umwunden. Das Gewand ist braunrot; nach rechts erscheinen Reste des Kopfschmuckes einer vornehmen Dame.



AUFGEROLLTES ORNAMENT.
Nat. Größe.

BRUCHSTÜCK
EINES MANICHÄISCHEN SEIDENBILDES.
Nat. Größe: ca. 60 cm hoch.

seite, fand sich das vollständige, in die Reste eines gelben Gewandes gehüllte Skelett eines erwachsenen Mannes auf dem Fußboden liegend vor, ein anderer Fund, der unsere Ansicht, daß die Blütezeit der Stadt durch eine blutige Katastrophe unterbrochen worden sein müsse, zu bestätigen scheint.

Der ganze Fußboden dieses Kuppelraumes war mit einer etwa 8 cm hohen Schicht dunkelfarbiger, weicher, feuchter, mit Gold und Farben reich durchsetzten Materie bedeckt; bei genauerer Untersuchung ergab sich, daß diese ganze Schicht aus durch den Zutritt von Feuchtigkeit gänzlich verfaulten, vollständigen, d. i. nicht durch Feindeshand zerrissenen oder zerschnittenen manichäischen Büchern, viele auf das reichste illuminiert, bestand. Einige Stücke dieser Masse zeigten beim Trocknen ganze Zeilen herrlicher, in vielen Farben geschriebener manichäischer Lettern; trotz aller Bemühungen wollte es aber nicht glücken, diese Reste einer unschätzbar wertvollen Bibliothek zu retten; beim Trocknen zersprang die Masse in viele polygone Abblätterungen, die sich bei Berührung in Lößstaub auflösten. Einige Stücke der obersten Schicht wurden als Probe mitgebracht; es ist aber nicht möglich gewesen, sie zu verwerten.

Die Wände waren meist ihres Verputzes und der darauf gemalten Bilder beraubt; nach den im Schutt aufgefundenen, zerstörten Bruchstücken zu urteilen, war ein Teil der Wände mit Ultramarin grundiert; Bilder von Gottheiten ähnlicher Art, wie wir sie in einem der nördlichen Kuppelräume gefunden (vergl. *Chotscho*, Taf. 2, Abb. a), scheinen hier ihren Platz gehabt zu haben. Auch Reste von in grellen Farben auf blauem Grund gemalten, etwas steifen Blumenornamenten fanden sich hier und da auf Verputzstücken, die vielleicht der Kuppel angehört hatten.

Neben der niederen Nische, auf der Westwand, befanden sich noch Reste von Wandgemälden *in situ*, nämlich nördlich von der Nische Reste kleiner Männerfiguren in weißer Kleidung und mit weißen Hüten eigentümlicher Form (*Chotscho*, Taf. 2, Abb. d), südlich davon, Reste der Darstellung eines chinesischen Hausdaches in einer anderen Stilart gemalt.

In der SW-Ecke der Westwand fanden sich Reste des Bildes einer Reihe nach links schreitender Krieger mit Bogen und Pfeil und Fahnenlanzen; es sind, nach den zwischen den Köpfen angebrachten Namen-Kartuschen, uigurische Feldherren oder Befehlshaber (*Chotscho*, Taf. 2, Abb. c). Die Südwand zeigte auf ihrem westlichen Teil Reste einer ähnlichen Kriegerreihe, nur schritten die hier dargestellten Figuren nach rechts.

In derselben Ecke, im Schutt, fanden sich ferner die meisterhaft gemalten, aber stark zerstörten Reste der Köpfe eines bärtigen Manichäers und zweier Gottheiten, von denen die eine mit einer unleserlichen Inschrift in manichäischen Lettern versehen ist (*Chotscho*, Taf. 2, Abb. e).

Im ungefähren Mittelpunkt der ganzen Anlage K befanden sich drei g roße, zusammen ein mächtiges Rechteck bildende Hallen, von denen die südlichste die größte, die nördliche die kleinste ist. Diese Hallen haben zu einer bestimmten Zeit dem manichäischen Kult gedient und sind vielleicht ein Beispiel der in unseren Mani-Texten wiederholt erwähnten FASTENHALLEN *(čaidan)*.[1]

[1] Vergl. f. W. K. Müller, *Uigurica II*, S. 93 und A. v. Le Coq, *Chuastuanift*, S. 36.

Alle vier Wände der nördlichen Halle waren zum Teil zerstört, so daß es unmöglich war festzustellen, wie die Türen angelegt waren. Die NW-Ecke der Mauer war teilweise abgetragen und hier lag, auf einer Höhe mit der untersten Ziegelschicht der Mauer, ein unregelmäßig abgerundeter, an seinen Rändern sehr roh zugehauene Lotusblätter zeigender Stein von etwa 75 cm Durchmesser. Er war von grünlicher Farbe und stark durch das im Löß enthaltene Salz angegriffen; als er umgedreht wurde, zeigte sich, daß auf der nun sichtbaren Unterseite eine umfangreiche Inschrift in sehr schön gemeißelten chinesischen Kursivbuchstaben angebracht war: es ist die Grabinschrift eines Feldherren mit chinesischen Titeln; das Datum ist leider zerstört.

Dieser Stein muß, seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen, einmal als Sockel für eine Statue oder wahrscheinlicher, als Basis für eine hölzerne Säule gedient haben.

Eine hölzerne Säulenbasis, reich mit fast romanisch anmutendem Schnitzwerk verziert (*Chotscho*, Taf. 61, Abb. a) lag, ungefähr einen Meter tief nahe dem durch Zerstörung der nördlichen Mauer geschaffenen Eingang und zwar an dessen Ostseite. Außer diesen beiden Sockeln wurde in dieser Halle nichts gefunden.

Die mittlere Halle war am wenigsten zerstört; nur die Nordmauer war zum Teil abgetragen. Die den Raum nach Osten abschließende Mauer war leidlich erhalten und zeigte noch den alten Eingang, der sich wesentlich von den an buddhistischen Gebäuden dieser Gegend angebrachten Türöffnungen unterscheidet. Während nämlich bei fast allen Türen der letzteren die Türpfeiler abgeschrägt sind, so daß sie nach innen ausladen,[1] verlaufen die Seiten der Türpfeiler hier parallel; ihre Ecken aber sind im rechten Winkel ausgeschnitten, wahrscheinlich zur Aufnahme aufrechter hölzerner Türpfosten. (Später fanden wir, in Qyzil bei Kutscha, dieselbe Art der Türkonstruktion mit eingesetzten hölzernen Eckbalken bei buddhistischen Höhlen, e. g. die Pfauenhöhle, vergl. Grünwedel, *Kultstätten*, S. 88, Abb. 196.)

Auf der Westseite dieser Halle war vor der ursprünglichen Mauer eine jüngere weniger mächtige Wand aufgeführt worden; die durch diese jüngere Mauer verdeckte Fläche der alten Wand trug noch Reste der ursprünglichen Bemalung.

Im Mittelpunkte der Wand befand sich das bis zur Unkenntlichkeit zerstörte große Bild einer auf einer ganz buddhistisch anmutenden roten Lotusblume thronenden, grün und rot gekleideten, anscheinend schwarzhaarigen Persönlichkeit, mit starkem schwarzen Vollbart, *en face* gemalt. Diese Einzelheiten waren nur schwer zu erkennen. Weiter nördlich an derselben Wand hatte das Bild eines nach der eben geschilderten mythologischen Persönlichkeit hinblickenden (also nach der eigenen rechten Seite schauenden) manichäischen Hohenpriesters (s. Taf. 1, Abb. a) seinen Platz gehabt.

Es wurde im Augenblick unserer Ankunft (im Jahre 1905) von schätzesuchenden Bauern, die die jüngere Wand zum Teil niedergelegt hatten, herabgerissen und wir kamen gerade zur rechten Zeit, um es von diesen Leuten zu erwerben und die Umstände der Herkunft festzustellen.

Wie die Grabungen der dritten Expedition an dieser Stelle lehren, war an der anderen (südlichen) Seite ein ähnliches, aber mit Attributen eines geringeren Ranges ausgestattetes Hohenpriesterbild dargestellt. Wir halten das Bild nördlich von der Gottheit für eine traditionelle Darstellung Manis, das südlich von der Gottheit für das Bildnis irgend eines anderen Heiligen der manichäischen Kirche.

Im Schutt östlich von dieser Wand, unmittelbar vor den Bildern, wurden einige manichäische Manuskriptfragmente gefunden, darunter ein Blatt, das auf der einen Seite eine Aufzählung des Hofstaates eines uigurischen Chaγan, in manichäischen Lettern und mittelpersischer Sprache, auf der anderen Seite eine stark zerstörte manichäische Miniatur aufweist.[2]

Die diesen Raum nach Süden abschließende Mauer war auf ihrer Südseite mit kleinen, in die große Südhalle hineinragenden, quadratischen Anbauten versehen; hier wurden allerhand Scherben gefunden, aber auch eine interessante Kupfermünze chinesischer Form *(„cash")*, mit einer Aufschrift in soghdischer Schrift. Es ist eine Münze eines (ungenannten) Chagans der Türgisch, die den ersten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts angehören dürfte.[3] Sonst blieben die Grabungen in dieser südlichen Halle ganz unfruchtbar.

Unmittelbar an der Westmauer dieser Hallengruppe senkt sich das Gelände und bildet eine Art länglicher Mulde, deren Boden von einer Schicht sehr leicht zerreibbarer Lößerde gebildet wird. In diesem Löß fanden sich unzählige, reich mit langen und feinen Wurzelfasern besetzte, umfangreiche Wurzelstöcke; ihr Gewicht war trotz der Größe sehr gering. Im ganzen machten

[1] Dieselben sich nach innen erweiternden Thüreingänge finden sich an den Seitenkapellen des Haupttempels zu Lhasa, vergl. Waddell, *Buddhism of Tibet*, London, 1919, S. 302. Sie kommen auch in den alten Tempeln Kaschmirs vor, wo vielleicht der Ursprung der seltsamen Bauweise zu suchen ist.

[2] Vergl. F. W. K. Müller, *Der Hofstaat eines Uiguren-Königs*, Leipzig 1912 in *Festschrift für Vilhelm Thomsen.*

[3] Besprochen, mit Abbildung, in F. W. K. Müller, *Uigurica II*, 1911, S. 95.

diese Wurzelreste den Eindruck, als ob sie Wasserpflanzen angehört haben müßten. Die mit diesen Wurzelstöcken besetzte Mulde erstreckte sich von unterhalb der südlichen Hälfte der Westmauer der Hallengruppe bis in die Nähe des auf einer sanften Böschung, aber ziemlich tief gelegenen, großen quadratischen Kuppelbaues. Vom Tore des Kuppelbaues nach W hin hört das Vorkommen der Vegetationsreste auf; statt ihrer fanden wir hier eine große Anzahl von Gefäßscherben aus gebranntem Ton. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß hier eine Teichanlage bestanden haben muß; da aber die Beschaffenheit des Bodens das frühere Vorhandensein eines gewöhnlichen Teiches unwahrscheinlich macht, wird man vielleicht an eine terrassenartige kunstvolle Teichanlage in dem zwischen den „Fastenhallen" und dem Kuppelbau gelegenen Raum denken dürfen.

Eine mitgebrachte Probe der Wurzelstöcke, die in einer der Bilderkisten verpackt war, ist leider beim Auspacken abhanden gekommen; da die Lotusblume, nach den Miniaturen zu urteilen, bei diesen Manichäern eine Rolle spielte, wurden vielleicht in diesem Teich ihr verwandte Pflanzen unter Pflege gehalten.

DER GROSSE KUPPELBAU, (Taf. a, Abb. c u. d,) im Westen der Hallengruppe auf einer geringen Bodenerhebung gelegen, war in schlechtem Erhaltungszustand. Die Kuppel war fast gänzlich zerstört, nur in der SW- und in der NW-Ecke hatte sich ein Teil ihrer Wölbung über den für diese quadratischen Gebäude charakteristischen Eckzwickeln oder Muschelwölbungen erhalten. Die Wände sind auf allen Seiten, außer der Südseite, gewaltsam durchbrochen; nur die Südseite ist wohlerhalten und hier liegt das etwa 2 m hohe und an der Basis ebenso breite, in einem mächtigen Bogen schön gewölbte Eingangstor. Da alle ähnlichen Bauten der Turfanoase nur einen Eingang haben, vermuten wir, daß auch dieses Gebäude nur diesen einen Eingang hatte.

Die Wände waren längst, außen wie innen, des Verputzes beraubt worden, und die Grabungen im Inneren des Baues, mehrmals wiederholt, blieben vollkommen fruchtlos. Dennoch ist dieses Gebäude als größtes in Chotscho erhaltenes Beispiel des uns aus Persien wohlbekannten architektonischen Typs von besonderem Interesse.

RUINE ALPHA

Während die Ruinengruppe K augenscheinlich ursprünglich nur dem manichäischen Kult gedient hat, war die große Tempelruine α ein buddhistisches Heiligtum, das eine weniger ausführliche Beschreibung beansprucht als wir der Ruine K, dem einzigen als manichäisch erkannten Bau der Stadt, gewidmet haben.

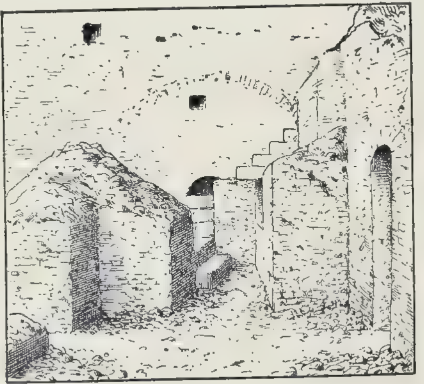
Die Lage dieser Gebäudegruppe, ziemlich in der SW-Ecke der Stadt, verleiht ihr keine besondere Bedeutung, aber nach den dort gemachten Funden muß dieser Bau ein wichtiges Heiligtum gewesen sein.

Die Anlage erhebt sich auf der mächtigen Mauer, die, noch teilweise erhalten, sich von der SW-Ecke der Stadt nach Norden hinzieht und wohl ein Teil der Befestigungen eines kleineren, älteren Chotschos gewesen ist (vergl. den Plan).

Sie bildete ursprünglich ein großes Viereck mit einer starken Umfassungsmauer auf der W- und NW-Seite und mit je einem quadratischen Turm an der NW- und deren SW-Ecken, war also anscheinend eine Art Zitadelle, die durch ihre hohe Lage (ca. 15 m) größere Sicherheit geboten haben mag als die meisten anderen Bauten der alten Stadt.

Die nach Westen gerichtete Seite der Zitadelle bestand, innerhalb der starken Umfassungsmauern, im NW aus einem großen quadratischen, soliden Klotz aus gestampftem Lehm, an den nach Süden Reste eines schmalen Treppenhauses und kleine sehr stark zerstörte Räumlichkeiten angebaut waren. Ein ebenfalls solider rechteckiger Lehmblock schloß sich nach SW an. (Taf. a, Abb. a.)

Auf der Südseite waren zwei hohe Tonnengewölbe an den Bau angebaut. Sie waren nur wenige Meter tief und ihr Zweck ist uns unverständlich geblieben. Auf der Westseite, neben der westlichen dieser beiden Hallen, stand ein kleiner Kuppelbau, der eine Art Wendeltreppe enthielt. Sie führte, durch eine Öffnung in ihrer Kuppel, auf das platte Dach der Tonnengewölbe hinauf.

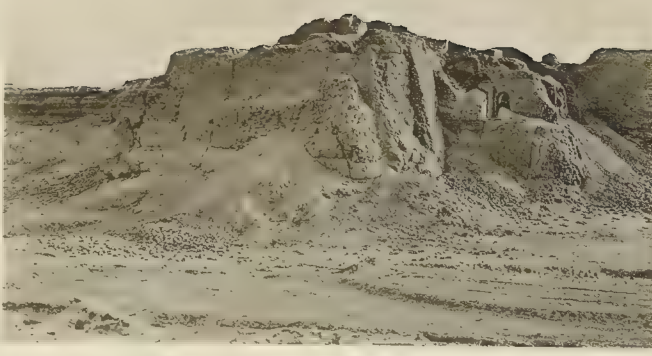


RUINE α TREPPENGEBÄUDE AUF DER WESTSEITE.

Die für uns wichtigen Teile der Tempelzitadelle lagen im Schutz der Umfassungsmauer und nach Westen besonders gedeckt durch die beiden Lehmvierecke, auf der Ostseite der An-



a. Chotscho. Ruine, Blick auf die Cella von Osten. Zur Rechten der Arbeiter die Cella, zur Linken die Osttreppe



b. Chotscho. Ruine von Westen aufgenommen



c. Chotscho, Ruine K, der große persische Kuppelraum



d. Chotscho, Ruine K, Blick auf den Kuppelbau von der N.-Mauer der südlichen Fastenhalle aus



lage. Im Norden der Ostseite befand sich eine Treppe, neben der nach Süden ein rechteckiger Raum erhalten war. (Taf. a, Abb. a.) Weiter nach Süden erschien ein Tonnengewölbe, Reste eines schmalen Treppenhauses und südlich davon Reste von Baulichkeiten, die so zerstört waren, daß eine Beschreibung nicht mehr möglich ist.

Zwischen dem eben erwähnten Tonnengewölbe im Osten und dem quadratischen Lehmblock im Westen lag ein Tempel, dessen auf dem Dach des Tonnengewölbes erbaute Vorhalle zwar vollkommen zerstört, dessen Cella mit ihren Korridoren jedoch noch z. T. mit altem Schutt gefüllt war. Der Fußboden dieser Cella war mit Malereien in echter *al fresco* Malerei bedeckt.

Wie in mehreren in der Anlage ähnlichen Tempeln in Kloster Bäzäklik, war auch hier ein Teich dargestellt; die Malereien dieses Fußbodens waren aber durch noch höhere künstlerische Vollkommenheit ausgezeichnet. Sie stellten Wasserwogen dar, in denen sich, zwischen Lotusblumen, Drachen, Hippocampe, Flügelhirsche und Gänse tummeln. Die Farben sind in der Hauptsache olivengrün und gelb. Es ist zu bedauern, daß Grünwedel die türkischen Arbeiter nicht verhinderte, den Fußboden zu zerschlagen; nur die Trümmer dieser schönen Malerei sind nach Berlin gekommen.

Nicht ganz im Zentrum des Fußbodens stieß man auf einen 84 cm langen, achtkantigen Pfahl, der fest in das Mauerwerk des Bodens eingefügt war. Er war ganz bedeckt mit einer Aufschrift in uigurischer Sprache, die mit dem Pinsel in kursiven spätsoghdischen Charakteren aufgetragen war.[1]

Der Inhalt ist eine Art Urkunde, betreffend die Stiftung des buddhistischen Tempels, in dessen Fußboden der Pfahl gefunden wurde. Obwohl der Text buddhistisch ist, ist er doch stark manichäisch gefärbt. Als Stifter werden angegeben eine uigurische Fürstin und ein uigurischer Fürst. Das Datum ist leider unsicher, scheint aber durch eine Erwähnung des Herrschers Bögü Tängrikän auf die letzte Hälfte des 8. Jahrhunderts hinzuweisen, in der die manichäische Religion bei den Uiguren eingeführt wurde.[2]

Der Pfahl muß unseres Erachtens wohl als „Zauberdolch" (türk. *qazquq*, tib. *phur-bu*) erklärt werden müssen, obwohl Bannformeln gegen dämonische Einflüsse nicht darauf verzeichnet sind. Er unterscheidet sich allerdings durch die Art der Aufschrift, die eine Stiftungsurkunde ist und Segnungen für die Stifter erfleht, vollkommen von den kleinen „Bannpflöcken", die mit magischen Zeichen bedeckt,[3] zum Bannen der unterirdischen Erddämonen in die Erde eingetrieben werden. Wir glauben nunmehr, daß er als Dübel diente, mit dem der Sockel der Kultfigur am Fußboden befestigt war, und nebenbei den Zweck eines „Bannpflockes" erfüllte.

Von der Statue selbst wurden nur geringe Reste gefunden. Auch die Gemälde an den Wänden der Cella waren bis auf stark zerstörte Reste verschwunden: dargestellt waren Prozessionen von Bodhisattvas, Göttern, Dämonen und Stiftern, die den *parivāra* für die freistehende Kultfigur gebildet hatten. Die Malereien waren künstlerisch bedeutend.

Im tiefen Schutt, der an der Ostecke der Südwand aufgehäuft war, wurde ein Stück Verputz gefunden, das auf blauem Grunde die Köpfe zweier weißgekleideter Westasiaten zeigt Taf. 1, Abb. b. Es ist eine Darstellung manichäischer *electi* und gehörte zu einem wohl an oder nahe den zerstörten Türpfeilern angebrachten Bild einer Gruppe fürstlicher Stifter.

Die beiden Seitengänge nördlich und südlich von der Cella, deren Wände nur Spuren verwitterter Bilder zeigten, waren bereits von türkischen Schatzgräbern ausgeräumt worden. Die größte der abgebildeten Miniaturen (Taf. 8, Abb. a) soll hier gefunden worden sein. Der hintere Gang aber war noch unberührt und durch Reste der eingestürzten Bedachung, eines Tonnengewölbes, gefüllt. Herr Bartus räumte diesen Gang aus und fand hier ganze Lagen von Bildern, Miniaturen und Handschriftenresten, von denen sehr viele der manichäischen Literatur angehörten, während andere buddhistisch waren. Auf dem Boden des Ganges, in seiner Mitte waren noch 2 Lagen glasierter Fußbodenfließen (32,5 qcm) *in situ*; nach Grünwedels Beschreibung lief unter ihnen ein Gang (?); wir neigen zu der Anschauung, daß der Fußboden der Korridore durchweg mit solchen Fliesen belegt war.

An der SW-Ecke des Ganges befand sich eine Tür (F), die zu einem Gang mit Treppenanlage führte.

Die Wände trugen die stark zerstörten Reste von Praṇidhi-Bildern, die in Anordnung und Inhalt genau übereinstimmen mit den Praṇidhiszenen, die wir aus Tempel Nr. 9 im Kloster Bäzäklik nach Berlin gebracht haben (vergl. *Chotscho*, Taf. 17ff.).

Aber die Ausführung der Malereien in Ruine α zeigt eine technische und künstlerische Vollkommenheit, die von anderen Gemälden der Turfaner Oase nicht erreicht wird.

---

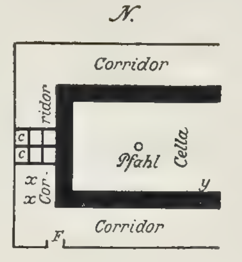
[1] Vergl. F. W. K. Müller, *Zwei Pfahlinschriften aus den Turfanfunden*, Berlin 1915.

[2] Vielleicht sind die Worte *Bögü Tängrikän* nicht als Namen einer Person, sondern als ein stehender Titel der uigurischen Könige anzusehen. Wenn dies richtig sein sollte, wird man die Datierung für noch unsicherer halten müssen, als dies ohnehin schon der Fall ist.

[3] Vergl. F. W. K. Müller, *Uigurica II*, S. 62 und S. 102.

In der Beschreibung der Ruine sind wir den von Prof. Grünwedel in seinem „Bericht" gegebenen Mitteilungen in der Hauptsache gefolgt. Mancherlei Unstimmigkeiten zwischen seinen Beobachtungen und denen, die wir an Ort und Stelle machten, mögen ihren Grund darin haben, daß in der Zeit, die zwischen unseren Besuchen lag, vielerlei zerstört worden sein kann.

Außer an diesen beiden Hauptfundorten wurden manichäische Ms.-Reste noch in anderen Ruinen der Stadt gefunden. In den „Ruinen eines großen Klosters" (des G.'schen Planes) fanden sich buddhistische, manichäische, und christliche (soghdisch-nestorianische) Handschriftenreste zusammen vor.



x x Herabgestürzter Dachschutt unter dem die MS.-Funde gemacht wurden,
c c 2 Bahnen glasierter Fliesen,
F Tür,
y Fundstelle des Wandgemälde-Bruchstückes Taf. 1, Abb. b.
Nach Grünwedel.

Unsere Arbeiten in der STADT AUF DEM YĀR (*Yār-choto*, türk.-mong., = Stadt auf der Lößklippe, oder *Yār-γoli*, türk. = ([Stadt an der] Schlucht der Lößklippe) haben sich beschränkt auf wenige Grabungen im Norden der Stadt, wo noch alter Schutt die zerstörten Gebäude füllte.

Die Stadt erhebt sich auf einer mächtigen, steilen Lößklippe von der Form eines schmalen Dreiecks, die durch die Wasser zweier an ihrer Südspitze zusammenfließenden kleinen Wasserläufe geschaffen worden ist. (Siehe den Plan in Sir A. Steins *Serindia*, Bd. III, 49 A der Sammlung von Plänen im Anhang.) Sie liegt etwa 20 *li* westlich von Turfan und war unter dem chinesischen Namen *Kiao-ho* die Hauptstadt der Turfaner Oase zur Zeit der Herrschaft der Han und wohl auch der T'ang bis zur Zeit der Machtentfaltung des Uigurenreiches in diesen Gegenden, die wir genötigt sind, auf die Mitte des 8. Jahrhunderts anzusetzen, also früher, als man bisher allgemein angenommen hatte.

Die Stadt ist voll von entsetzlich zerstörten, aber durch ihre Größe imponierenden Ruinen, von denen Sir A. Stein in seinem *Serindia* einige prachtvolle Photographien abbildet (Bd. III, Abb. 173, 275, 276 und 278).

Unsere Grabungen hier ergaben, neben auffallend vielen chinesischen buddhistischen Texten, auch türkische buddhistische Texte und Tempelfahnen, darunter jene Darstellung der Hāritī, die A. Foucher unter dem Titel „*La madone bouddhique*" veröffentlicht hat.[1] Aber mit diesen Dingen zusammen wurden auch jene Fragmente uigurischer Buchrollen aufgefunden, die später als Teile des Bußgebets der manichäischen *auditores* erkannt und unter dem soghdischen Titel dieser *confessio*, nämlich *chuastuanift*, veröffentlicht worden sind.[2]

Es ist auffallend, daß unter den in unseren Texten bisher aufgefundenen Städtenamen sich keiner findet, den wir auf diese doch einst wichtige Stadt beziehen möchten.

Reichere Ausbeute an manichäischen Manuskripten ergaben die Grabungen in den Ruinen von TUYOQ, östlich von Chotscho.

Diese Siedelung ist höchst romantisch in einem schmalen aber fruchtbaren Tälchen gelegen. Der Strom, dessen Wasser dieses Tälchen gebildet haben, kommt aus dem NO und fließt durch eine am obersten Teil des Tales in einem engen und wilden Cañon gelegene ~-förmige Windung in das sich in südlicher Richtung schnell verbreiternde Tal. Die nackten, wilden und steilen Klippen setzen sich auf dem rechten Ufer fort bis zum Austritt des Stromes in die Ebene; auf dem linken Ufer begleiten sie den Flußlauf nur im oberen Teil des Tales unterhalb der Windung und treten dann zurück. Der Namen des Tales „*tuyoq*" (osttürk. = der Verhau, die Sperre) dürfte sich beziehen auf die Enge des Cañons, durch den der Strom in das Tal eintritt.

Auf beiden Bachufern sind zahlreiche Höhlentempel in den steilen Uferklippen angelegt, öfters ist nur die Cella in das ziemlich weiche Konglomerat hineingeschnitten und die Vorhalle im Freibau aus den üblichen vortrefflichen Luftziegeln ausgeführt.

Ein solcher Bau ist das mohammedanische Heiligtum von Tuyoq, das *mazār* (Grabmoschee) der Siebenschläfer, die auf dem rechten Ufer des Stromes an der Stelle liegt, wo das Tal sich zu verengen beginnt. Die hier lokalisierte Siebenschläferlegende, deren Vorkommen, wie schon erwähnt, das benachbarte Chotscho die Bezeichnungen *Apsūs* (Ephesus) und *Dāqiānūs-šāhri*, Stadt des Daqianus (Decius) zu verdanken hat, trägt mohammedanischen Charakter. Die Grabmoschee steht aber, wie man uns sagte, gewissermaßen als Vorhalle vor einem alten buddhistischen Höhlentempel, der gewiß Beziehungen zu der buddhistischen Siebenschläferlegende hatte. Für die Annahme, daß dieser Höhlentempel je dem manichäischen Kult gedient habe, fehlt jeder Anhalt.

Wir haben die Moschee besucht, man hat uns aber verhindert, einen an der hinteren Wand des Heiligtums befindlichen

[1] *Monuments et Mémoires* publiés par l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (Fondation Eugène Piot), 2ième fascicule du Tome XVII, Paris, Leroux, 1910.
[2] A. v. Le Coq, *Chuastuanift*, Berlin 1911.

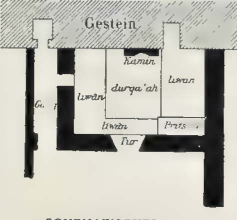
Schirm aus Fahnen und Tüchern zu entfernen: hinter diesem Schirm befindet sich angeblich der Eingang in die buddhistische Cella, deren Bilder aber wohl kaum noch erhalten sein werden.

Weiter stromaufwärts liegt auf dem rechten Ufer in ziemlicher Höhe ein ausgedehnter Bau, der relativ späten Zeiten angehören dürfte; dies ist die einzige Anlage des Tales von Tuyoq, in der wir, bei allerdings nicht abschließender Untersuchung, keine Spuren manichäischer Mss. gefunden haben.

Die wichtigste Anlage liegt auf der linken Seite des Baches, in der Biegung des Stromes, so daß man von den dort gelegenen Tempeln und Klöstern aus das ganze Tal entlang schauen kann — ein Blick der in seiner Mischung von Lieblichem und Abstoßenden, von lachendem Grün und wildzerrissenem kahlen Gestein immer viel Anziehendes geboten haben muß.

Unter den Tempeln dieser Anlage fand sich, unterhalb der „*Anlage Klementz Nr. 6*“ und oberhalb der „*Mucilinda-Höhle*“[1] ein rechteckiger gewölbter Kuppelraum persischer Bauart, der die Zelle eines Mönches gewesen sein dürfte. Um die Wände des Zimmers zog sich ein 1½—2 m breites, 25 cm hohes Podium, etwa dem „*liwān*“ der modern ägyptischen Häuser entsprechend.[2] Die Mitte des Zimmers, der „*durqa'ah*“ der ägyptischen Räume vergleichbar, lag somit etwas tiefer. Ein hübscher Kamin befand sich dem Eingang gegenüber; neben der Tür war eine 1½ m hohe Pritsche angebracht, die, aus Luftziegeln errichtet, ebenso wie Fußboden und Wände sauber mit Stuck abgeglättet und getüncht war. Von dem aus einem weichen sandigen Konglomerat bestehenden Gestein der sich hinter den Gebäuden der Anlage erhebenden steilen Felswand hatte sich, anscheinend schon vor langer Zeit, ein mächtiger Block abgelöst; er hatte im Sturze die Kuppel unseres Zimmers eingedrückt und den Innenraum mit Trümmern erfüllt.

Unter diesen Massen von Sand und Gestein hatte sich der zum Teil auf den Podien, besonders aber in der *durqa'ah* liegende Schatz von Manuskripten leidlich erhalten. Die Grabung ergab, neben prachtvollen Stickereiresten u. a. m., Manuskripte in Brāhmī und Guptaschrift, sowie in anderen indischen Charakteren, auf Papier, Palmblatt und Birkenrinde (von den beiden letzteren nur winzige Fragmente), Bruchstücke von manichäischen, syrischen, soghdischen und uigurischen Büchern und Schriftrollen, mehrere Fragmente einer leider längsweise zerrissenen Buchrolle in der Schrift der Hephthaliten und einige Reste von einem in einer vielleicht der Kharoṣṭhī verwandten, noch unbekannten indischen Schrift geschriebenen *pothī*-Buche.



SCHEMATISCHER PLAN DES FUNDAMENTS

In diesen Überresten einer alten Bibliothek wurden auch einige Reste manichäischer Literatur in „köktürkischen Runen“ gefunden; eines davon, auf dem Rücken einer chinesischen buddhistischen Buchrolle der T'ang-Zeit geschrieben, war augenscheinlich ein Hilfsmittel, für manichäische Missionare, zur Erlernung der schwierigen türkischen „Runen“-Schrift. Es ist der leider nur kleine Überrest eines vergleichenden Alphabets: es zeigt die Reste dreier Zeilen „köktürkischer Runen“ (im ganzen 10 Charaktere) mit daruntergeschriebenem Lautwert in manichäischer Schrift. Das interessante Fragment dürfte um 800 n. Chr. entstanden sein. Ein anderes, diesem Fundort entstammendes Fragment in „Runenschrift“ ist von Exzellenz Vilhelm Thomsen, dem genialen Bahnbrecher auf dem Gebiet der türkischen Philologie, veröffentlicht worden.[3]

Außer diesen Schriftresten enthielt diese zerstörte alte Bibliothek große Mengen von teilweise verbrannten chinesischen Buchrollen, sämtlich buddhistischen Inhalts.

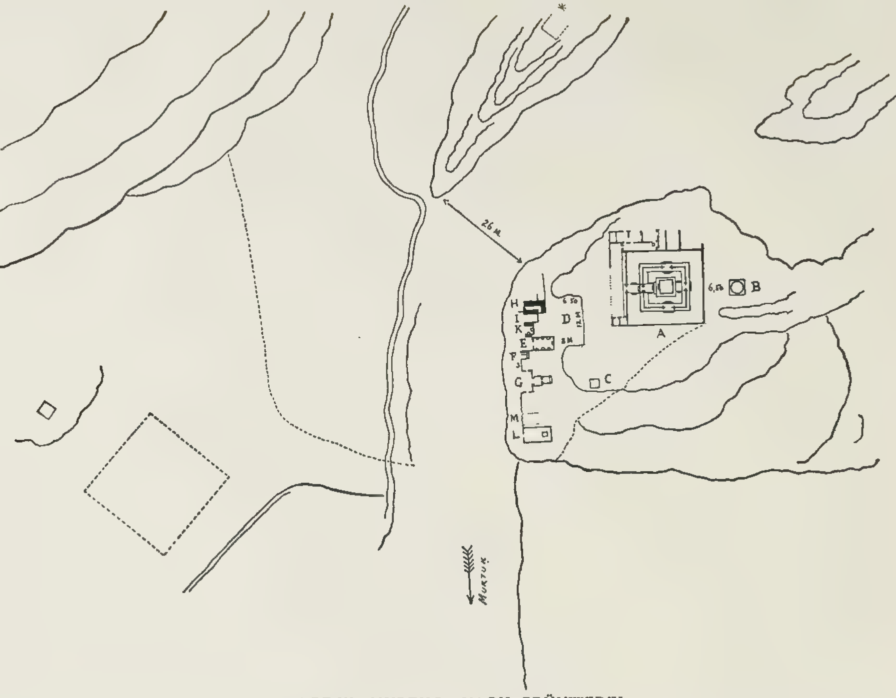
MURTUQ

In den Anlagen von Murtuq hat der Herausgeber selber keine manichäischen Überreste gefunden. Als er im Jahre 1905 die Klosteranlage Bäzäklik besuchte, erlebte er eine große Enttäuschung. Der Techniker, Herr Bartus, hatte ihm nämlich erzählt, daß er bei seinem ersten Besuch in Bäzäklik im Jahre 1903 dort einen hochgelegenen Tempel gefunden habe, den er den „Tempel der Fremdvölker“ getauft habe. Die Wände dieses Tempels zeigten nämlich nach Bartus' Beschreibung, lange Reihen von seltsam gekleideten Leuten, darunter sehr viele in weißen Gewändern. Besonders fiel ihm aber eine Gruppe auf, die den

[1] Vergl. Grünwedel, *Altbuddhist. Kultstätten*, S. 321 ff.

[2] Vergl. Lane, *Modern Egyptians*, 5te Ausg., London 1860, S. 11 und 12. Es ist bezeichnend, daß die Wörter *liwān* und *durqa'ah* persischen Ursprungs sind. Sie entsprechen den persischen Bezeichnungen *aiwan* und *därgāh*. In Ostturkistan wird heute noch in dieser alten persischen Art gebaut. Die niederen, den *aiwan* umgebenden Podien heißen bei den Osttürken heute *süppä*, *sūpä* für ar. صفة, woher unser *Sofa* entlehnt ist.

[3] Vilh. Thomsen, „*Ein Blatt in türkischer Runenschrift*“. Sitzber. Kgl. Preuss. Ak. d. Wiss. 1910.



ANLAGE III. MURTUQ. NACH GRÜNWEDEL.

Mittelpunkt eines der Wände bildete; sie stellte einen Mann dar, der eine auf einem Kamel sitzende junge Mutter mit ihrem Kinde geleitet. Herr Bartus nannte diese Darstellung kurzweg „die Flucht nach Ägypten".

Bei unserem Besuch war diese Höhle durch ein Erdbeben abgestürzt. Sie befand sich angeblich am südlichen Ende der Terrasse.

Die Funde manichäischer Handschriften in der dritten Anlage bei Murtuq sind Herrn Bartus im Jahre 1906 geglückt; der Herausgeber dieses Buches hatte die Expedition krankheitshalber schon in Qara-Schahr verlassen und kann daher hier nur Prof. Grünwedels Angaben in seinem Buch „Altbuddhistische Kultstätten", (S. 309, unten), abdrucken:

„Verfolgt man den Weg, der zur 2. Anlage geführt hat, weiter am N.-Abhang der Berglehne, welche das Thal von Murtuq im SW umrandet, so gelangt man in etwa 10 Minuten an eine Quelle, welche am Fuß des Berges ein kleines Tal bildet, in welches von einem noch weiter liegenden, stark zerrissenen Tal gelegentlich sich Wassermassen mit dem kleinen Quellbach vereinigen und zwar am Fuß einer sehr scharf vorspringenden Bergkante.

Die andere Seite dieser Zusammenflußstelle bildet eine hohe steile Bergkuppe, vom Tal aus etwa 30 m hoch, welche auf ihrem Gipfel ein ziemlich großes Plateau bildet. Dieses Plateau und die dem Flüßchen zugewendete Abhangseite enthielt alte Anlagen, ebenso die den Zusammenfluß der beiden Quellbäche trennende Bergnase. Am Fuße des Hügels, auf welchem der Weg endet, den der Besucher von Bäzäklik her gegangen ist, liegt eine große turmartige Ruine, in deren Schutt sich massenhaft Reste zerrissener, illuminierter uighurischer Manuskripte fanden. Daneben liegt auf einem Anberg noch ein kleiner Stuparest. . . . .

(S. 310): Die Anlage am Fuße des Berges besteht aus einer oberen und wie es scheint, ursprünglich auch einer unteren Reihe von Räumen. Die vermuteten unteren Räume sind durch Übertreten des im Winter winzigen Quellbächleins ruiniert worden und ebenso haben in der oberen Reihe die nach Murtuq zu tiefer liegenden vorderen Höhlen (M, L) durch Wasser so gelitten, daß die eingeleiteten Ausgrabungen hier nur auf vermorschte und vermoderte Reste stießen. Im übrigen

war die Arbeit in diesen Räumen ergiebig genug. Ganze Lagen von uighurischen und z. Th. auch manichäischen Handschriften, buddhistische Bilderreste, Reste von Fahnen und Kleinaltertümern fanden sich sowohl in den Gängen der Anlage auf dem Berge, wie in den unten liegenden Höhlen und Tempelchen."

(S. 311): „Links neb. *I* liegt, durch eine sehr dicke Mauer von *K* getrennt, ein enger Gang *H*, dessen Estrich um 1.90 m höher liegt als Anl. I. Dieser Gang, welcher 1,30 m breit und, was die Langw(and) betrifft, 3 m tief ist, führt um eine Ecke herum, welche vermauert ist. Die Breite der Endmauer dem Eingang gegenüber beträgt 2.06 m. Im hinteren Winkel wurden zahlreiche Reste manichäischer Bücher gefunden, besonders Blätter und Buchdeckel in Form eines indischen Buches mit interessanten Miniaturen auf dem Deckel.[1] Sie scheinen aus der Hauptanlage, oben auf dem Plateau des Berges, zu stammen. Unmittelbar am Eingang des Ganges war ein großer Krug ohne Boden in die Erde gesetzt. Der Gang ist offenbar eine dieser Räumlichkeiten, in welchem die Mönche gebrauchte Ritualgeräte, Bücher usw. ablegen."

Auf die übrigen Angaben, die Prof. Grünwedel über manichäische Bauten, manichäische Wandgemälde und manichäische Dinge überhaupt in seinem Buch *Alt-Kutscha* macht, ziehen wir vor, nicht einzugehen.

SCHLUCHT VON SÄNGIM

Diese von der Ebene der Turfaner Oase zu den großen Klosteranlagen von Murtuq führende ausgedehnte Schlucht ergab bei den Grabungen in den zahlreichen Klöstern viele buddhistische, aber keine christlichen oder manichäischen Schriften.

Nur in einem der Stūpen, die gegenüber von Tempel Nr. 10[2] nördlich auf dem rechten Bachufer liegen, wurde unter vielen Resten indischer *pothī*-Blätter ein ziemlich wohlerhaltenes Blatt aus einem manichäischen Buche gefunden.

---

[1] Gemeint ist das auf Taf. 7, Abb. c wiedergegebene erste Blatt einer mitteltürkischen manichäischen Handschrift in indischer *pothī*-Form. Die hölzernen Deckel dieses Buchbündels sind nicht, wie man nach Grünwedels Beschreibung glauben könnte, gefunden worden.

Einige Blätter dieser späten Handschrift sind vom Herausgeber in *Manichaica III* veröffentlicht worden und es liegt ihm ob, hier zu bemerken, daß durch seine Schuld ein unrichtiger Fundort für diese Stücke in jener Publikation angegeben worden ist; sie sind, wie oben angegeben, in der dritten Anlage von Murtuq, und nicht, wie in der Akademie-Publikation geschrieben, im Wärterhäuschen auf der Stadtmauer von Chotscho gefunden worden. Der Irrtum ist durch Mißverständnisse entstanden, welche Herr Bartus, der diese Mss. selbst ausgegraben hat, richtig zu stellen im Stande war.

[2] Vergl. Grünwedel, *Bericht*, Plan auf S. 117.

BESCHREIBENDER TEXT

TAFEL 1

Abb. a. Bruchstück eines großen Wandgemäldes mit dem (vermeintlichen) Porträtkopf des Mani

Kat. No. I B 6918 * Größe: 168,5 × 88 cm * Fundort: Westseite der mittleren Halle, Ruine K, Chotscho * Alter: 8./9. Jhdt. (?)

In dem Tafelwerk *Chotscho* ist bereits ein großes farbiges Faksimile dieses Wandgemälderestes veröffentlicht worden.

Die aus mancherlei Gründen wichtige Gestalt des Hohenpriesters auf diesem Gemälde kann indessen in diesem Buche schwer entbehrt werden und wir haben uns genötigt gesehen, wenigstens diese Figur mit ihrer unmittelbaren Umgebung manichäischer *electi* hier noch einmal abzubilden.

In Fortfall gekommen ist die Gruppe der *electae*, die in der Tracht und Kompositionsweise der auf Taf. 3 wiedergegebenen Gruppe von einem Seidenbild aus Chotscho entsprechen, und die sehr zerstörte Gruppe von Laien (*auditores*).

Der Fundort ist auf S. 27 genau geschildert worden.

Durchaus wie die Vergrößerung einer manichäischen Miniatur mutet die hier gebotene Wiedergabe dieses wichtigen Bruchstückes an. Es ist der letzte Rest, ein spärliches Überbleibsel einer riesigen Komposition, die zweifelsohne die ganze Westwand des „Fastentempels" bedeckt hatte. Täuschen wir uns nicht, so war es ein großes Gruppenbild, ähnlich etwa den Darstellungen der Abb. a auf Tafel 8a und 8b.

Die ursprünglich blaue Grundierung ist stark verblaßt.

Auf der äußersten Rechten des Bildes erscheint die lebensgroße oder überlebensgroße fragmentare Darstellung eines Mannes im reichen Hohenpriesterornat der Religionsgemeinschaft des „Haeresiarchen" Mani.

Der Kopf ist ziemlich gut erhalten und zeigt uns die Züge eines ehrwürdigen Greises; die hohe Stirn ist gefurcht durch Runzeln, die sich zu den äußeren Augenwinkeln herabziehen. Die dunkeln Augen sind schematisch gezeichnet und weisen die „Mongolenfalte" auf; sie sind somit anders gezeichnet als die der zahlreichen, den Hohenpriester umgebenden *electi* und erwecken den Eindruck, daß das Porträt von einem Ostasiaten hergestellt sei, oder einen Ostasiaten darstelle.[1]

Vor dem schematisch gemalten, am Läppchen mit einer Durchbohrung versehenen Ohr hängt eine seltsame, dünne, weiße Bartsträhne herab; ein schwacher, hängender Schnurrbart ziert die Oberlippe, ein dünner Spitzbart das Kinn. Das lange Haupthaar ist, wie der Bart, weiß; es ist nach hinten gekämmt und fällt in langen Strähnen auf die Schulter herab. Auf dem Haupt trägt der Priester eine hohe, aus Goldbrokat hergestellte Kappe seltsamer Form, augenscheinlich eine einen bestimmten Rang bezeichnende Kopfbedeckung.

Ob die Seiten der Kappe offen oder geschlossen sind, läßt sich hier nicht erkennen; die einfacheren, weißen Kappen, die die *electi* in der Umgebung des Hohenpriesters tragen, scheinen an den Seiten offen zu sein. Die Ritualmütze derselben Form, die den Buchtitel auf Taf. 4 krönt, zeigt an der l. Seite eine schlitzartige Öffnung. Täuschen wir uns nicht, so bestanden diese Mützen aus einem Gestell aus Draht oder dünnen Stäbchen, das sich auf einem Ring erhebt und mit einem spindelförmigen Streifen weißen Stoffes bespannt ist.

Ein schwarzes Band ist um den Ringwulst der Brokatkappe herumgelegt; ein anderes ähnliches, nach oben sich stark verjüngendes schwarzes Band ist von vorn nach hinten über die Mitte der Kappe gezogen; ein Ende des Bandes flattert hoch am Hinterkopf nach links.[2] Zwei an den Seiten der Kappe befestigte rote Bänder dienen zu ihrer Sicherung beim Tragen; sie laufen vorn am Ohr vorbei und sind unter dem Kinn zusammengebunden. Die beiden mit Quasten versehenen Enden der Bänder hängen auf die Brust herab.

Da der Körper der Figur stark zerstört ist, würde man über die Gewandung dieses Priesters im Dunkeln sein, wenn nicht auf einer unserer Miniaturen (vergl. Taf. 8a und b, Abb. a) ähnliche rituelle Kleidungstücke vorkämen, die uns erlauben, diese Gewandung mit einiger Wahrscheinlichkeit zu beschreiben.

---

[1] Da alle Wandgemälde Pausenmalereien sind, könnte man allenfalls annehmen, daß eine so große Pause eines westasiatischen Kopfes in der Klosterwerkstatt grade nicht vorrätig war, und man daher zur Pause eines ostasiatischen Greisenkopfes griff.

[2] Rechts und links nie vom Beschauer aus zu denken, sondern von der rechten und linken Seite der beschriebenen Person.

Sie bestand in einem langen weißen Gewande, ähnlich dem weißen Priesterornat, den die *electi* tragen; über die Schulter aber läuft ein auf beiden Seiten mit goldenen Borten besetztes, breites, rotes, stolaartiges Band, das, mit goldenen und farbigen Rankenornamenten bestickt oder durchwirkt, zu den Füßen herabfällt. Dies Band verbreitert sich auf der Miniatur an seinem unteren Ende und läuft dann in eine Spitze aus.

Auf dem linken Ärmel, am Oberarm, sieht man die Kante eines rechtwinkligen Rahmens: der Kopf einer Gottheit ist innerhalb dieses Rahmens noch z. T. erhalten. Offenbar war der Ornat dieses Kirchenfürsten durch aufgenähte, in Wirkerei oder Stickerei ausgeführte Götterbilder dieser Art an mehreren(?) Stellen verziert, wie wir es auch bei koptischen Gewändern finden. Daß solche Götterbildchen auch manchmal in runder Fassung, nämlich dem in der sassanidischen Kunst häufigen Perlenmedaillon als Kleiderschmuck vorkamen, beweist ein anderes, leider für eine erfolgreiche Reproduktion zu sehr zerstörtes Fundstück aus Ruine K.

Von äußerster Wichtigkeit ist die Aureole, die den Kopf des Priesters umgibt. Sie ist nämlich verschieden von allen anderen Aureolen, die auf unseren Miniaturen die Köpfe von Priestern oder Göttern zieren, und besteht aus Abbildern der beiden größten und reinsten Lichtkörper der manichäischen Kosmologie, nämlich aus der Scheibe der Sonne und der darum gelegten Mondsichel. Die Sonnenscheibe ist rötlich-weiß gemalt mit hellerem weißlichen Rande; die Mondsichel ist gelb.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man der auf diesem Bilde dargestellten Persönlichkeit die beiden Lichtkörper selber als Attribute zuteilen wollte, eine Tatsache, die um so wichtiger ist, als viele andere Figuren, die mit Nimben versehen sind, zwar ebenfalls die Sonnenscheibe und die Mondsichel in ihren Aureolen tragen, diese Attribute dort aber so stilisiert sind, daß ohne das vorliegende Fragment sie kaum als das, was sie sind, nämlich als schematische Darstellungen von Sonne und Mond, erkannt werden könnten.

Wir halten es für wahrscheinlich, daß die manichäische Kirche ihrem zur Gottheit erhobenen Stifter die reinen Lichtkörper als Attribute auf den religiösen Malereien verlieh; die Hierarchen geringeren Ranges mußten sich mit schematisierten Nachbildungen dieser Himmelskörper begnügen.

Der größere Teil des Gemäldebruchstücks wird von sehr viel kleiner dargestellten Figuren von Männern und Frauen erfüllt. Sie bilden drei Gruppen, von denen, wie oben erwähnt, nur die wichtigste, die der *electi*, hier wiedergegeben wird.

Diese Gruppe schließt sich l. an die Gestalt des Priesters an und besteht aus einer Anzahl weißgekleideter Männer, die, in Reihen geordnet, in ehrerbietiger Haltung mit dem Oberpriester zugewandtem Gesicht gruppiert sind. Nur vier solcher Reihen sind erhalten; die (stark zerstörten) Figuren der obersten (hintersten) Reihe sind, wohl der Perspektive halber, in kleinerem Maßstabe gezeichnet als die der anderen. Die Kleidung ist überall dieselbe; sie besteht aus der geschweiften weißen Kappe mit roten Kinnbändern, deren auf die Brust herabfallenden Enden an die „Beffchen" unserer Geistlichen erinnern, und dem weißen, weitärmeligen Ornat.

Die Hände sind auf der Brust zusammengelegt und unter den Ärmeln verborgen: eine Stellung, die im Orient Unterwürfigkeit ausdrückt.

Das schwarze Haar ist in der Mitte gescheitelt und nach den Seiten zurückgekämmt, es fällt in mehreren, bandartigen Streifen auf Oberarm, Schulter und Rücken herab.

Die oberste (hinterste) Reihe besteht aus bartlosen Jünglingen, die nächstfolgende Reihe zeigt Männer mit kleinen Schnurrbärten, die dritte ältere Gesichter mit Schnurrbart und kleinem spitzen Kinnbart, die vorderste Reihe endlich Leute mit stärkerem Bart und durch Alter und Nachdenken gefurchten Stirnen. Alle Gesichter zeigen westasiatischen Typ.

Die Männer der zweiten, dritten und vierten Reihe tragen ihre Namen, in spätsoghdischen Charakteren mit schwarzer Tinte (in vertikaler Richtung) geschrieben, auf oder neben dem Bilde; nur an einer Stelle, nämlich zwischen den beiden letzten Köpfen (nach L.) der untersten Reihe, steht in winzigen manichäischen Lettern (auf unserer Abbildung nicht erkennbar) der persische Name *Niw Oḥrmizd M|||*.

Die übrigen Namen sind schwer zu lesen, da sie beschädigt sind. Wir schlagen folgende Lesungen vor: in der zweiten Reihe von L. nach R. 1)*Astud*(?) *Puhr*, 2) *Nariman mir Bd|* (?), 3) *Wispuhr Murwa* 4) erloschen bis auf die Endsilbe *||||da*. In der dritten Reihe: 1) *Astud Nošč*, 2) unleserlich, 3) *Raimazt Yaruγ*, 4) *Raimazt Yazd;* daneben einige unleserliche spätere Lettern, 5) *Ạlp Ạrslan* in späterer uigurischer Schrift, 6) *Šad Yišo*. In der vierten Reihe: 1) *Yasan Murwa Xošti*, 2) *vacat*, 3) wie oben erwähnt *Niw Oḥrmizd M|||*.

Zum Schluß möchten wir auf die Ähnlichkeit der Kompositionsweise dieses Gemäldes mit der byzantinischer Malereien hinweisen.

Die Wandmalereien und die Seidengemälde scheinen sich nur durch größere Ausmaße von den Miniaturen unterschieden zu haben; die Wandgemälde sind ganz einfach vergrößerte Miniaturen oder die Miniaturen verkleinerte Wandgemälde.

Bei den Manichäern mag die Buchminiatur Vorbilder für die Wandgemälde geschaffen haben.

Genau wie bei Miniaturen und Seidenbildern, scheint auch bei den Wandgemälden der Manichäer regelmäßig Ultramarin für die Grundierung des Bildes bevorzugt worden zu sein.

Abb. b. Bruchstück eines manichäischen Wandgemäldes

Kat. No. I B 4624 * Fundort, Chotscho, im Schutt der Ruine α * Größe: 35×27 cm * Alter: 8/9. Jhdt. (?).

Das hier wiedergegebene Bruchstück ist der Rest einer großen Komposition, die wahrscheinlich die Stifter des Tempels α mit ihren Begleitern dargestellt hat.

Erhalten sind zwei sehr flott gemalte Köpfe manichäischer *electi* im weißen Ornat mit weißen Mützen.

Beide Köpfe zeigen die Gesichter wohlgenährter Westasiaten; Augenbrauen, Bart und Schnurrbart sind sorgfältig gebürstet, das Haupthaar ist in breite, unten sich nach innen leicht hakenförmig krümmende Strähnen geordnet.

Zu Häupten jeder Figur, und zwar links vom Kopf, war eine rechteckige Cartouche zur Anbringung des Namens angebracht, wie es auf aegyptischen und, später, auf chinesischen Gemälden Brauch ist. Auf manichäischen Bildern unserer Sammlung wird sonst häufig der Name (der hier leider zerstört ist) ohne Einfassung auf die Brust, oder auch neben das Haupt, der dargestellten Person geschrieben.

Wir bilden diese Darstellung hier ab, weil wir die Ähnlichkeit der Wandgemälde und Miniaturen untereinander darlegen wollen, weil die Typen der *electi* auffallen, und weil die Ausführung der Malerei Anspruch hat auf hohe künstlerische Vortrefflichkeit.

TAFEL 2

Bruchstück eines großen manichäischen Seidenbildes

Kat. No. I B 4815 * Größe: 30×20 cm * Fundort: Ruine α, Chotscho * Alter: 9—10. Jhdt. (?)

Unter den riesigen Mengen von Fetzen von Büchern, Stoffen, Wandbildern etc., die Herr Bartus in den Korridoren der Tempelruine α in Chotscho ausgegraben hat, befand sich eine Anzahl von Bruchstücken eines großen Seidenbildes oder einer Tempelfahne[1] mit manichäischen Darstellungen. Leider sind diese Bruchstücke meist nur klein: die Wut der Zerstörer scheint dieses Bild besonders getroffen zu haben.

Wir geben das größte und besterhaltene Fragment; es ist ein Teil der oberen äußeren Ecke der linken Bildseite und bringt eine Darstellung sitzender *electae* auf blauem Grunde. Die Kompositionsweise ist dieselbe wie auf den Wandgemälden (Tafel 1, Abb. a, b) und den Miniaturen (Taf. 8a, b, Abb. a, a).

Nach l. und außen wird das Bild abgeschlossen durch einen bräunlichen, von 2 schwarzen Linien eingefaßten Rand, der früher vielleicht mit Blattgold belegt gewesen ist.

Der obere und der untere Teil fehlt, ebenso die ganze Fortsetzung des Bildes nach R.; nach den anderen Bruchstücken, die meist nur Teile von bunten Heiligenscheinen, von goldenen Rüstungen, von Gewandfalten u. dergl. aufweisen, zu schließen muß das Bild zum allermindesten 1 m breit und wahrscheinlich mehr als 1 m hoch gewesen sein.

Es war irgendwie, vielleicht durch Aufkleben, befestigt auf einem groben, weitmaschigen, fast netzartigen, aus gelblichen Fäden gewobenen Stoff, von dem noch hier und da kleinere und größere Bruchstücke an den einzelnen Fetzen haften.

Zwei übereinandergeordnete Reihen von je vier *electae* sind erhalten, alle tragen den vollen weißen Ornat ihrer Kirche. Die Kopfbedeckung ist nicht die gewöhnliche hohe weiße Mütze der *electi*, sondern ein weißes Tuch (vielleicht ein Teil der weißen Gewandung), das über ein auf dem Haupt getragenes, über jedem Ohr mit einem Vorsprung versehenes Gestell, etwa ein zweigezipfeltes Käppchen, geordnet wird. Die Hände sind achtungsvoll verhüllt und auf die Brust gelegt.

---

[1] Diese Tempelfahnen der Buddhisten und Manichäer sind die Vorbilder der chinesischen und japanischen Hängebilder (*kakemono*).

Auffallenderweise zeigen die Gesichter ganz gegen die Tradition,[1] sämtlich eine geradezu behäbige Fülle und der schematisch dargestellte Mund trägt dazu bei, den Eindruck zu bestärken.

Augenscheinlich sollen Perserinnen oder Türkinnen dargestellt werden. Die Hautfarbe ist rötlich fleischfarbig, ohne den weißgelben oder gelben Schimmer der Hautfarbe der Chinesinnen; die Augen sind jedoch sehr lang, schmal und geschlitzt.

Unter oder richtiger vor diesen Reihen von Nonnen, mögen Reihen von Heiligen mit Begleitfiguren dargestellt gewesen sein, jedenfalls ist am unteren Rande des Bildes noch der Rest eines aus roten Blumenpetalen (an grünem Fruchtboden) bestehenden Heiligen-Nimbus erhalten.

In der Mitte des ganzen Bildes werden wir uns vielleicht entweder das Bild des obersten Geistlichen der Manichäer von Chotscho vorstellen dürfen, oder aber das des Idiqut, des Uigurenkönigs, der ja als eine Emanation des Mani betrachtet wurde. Eine derartige Darstellung des Uigurenkönigs und seiner Begleitung, die leider fast ganz erloschen ist und daher nicht wiedergegeben werden kann, findet sich auf der Vorderseite des Fragments T II, D 135. Der mittelpersische Text der Rückseite ist von F. W. K. Müller in der *Festschrift für Vilhelm Thomsen* (Leipzig, Harrassowitz, 1912, S. 207) veröffentlicht worden, er enthält „Segenssprüche für den König der Uiguren, den Beschützer der Mani-Religion, und seinen Hofstaat".

Oberhalb der Köpfe der oberen (hinteren) Reihe von Nonnen wird ein Streifen einer mit Goldstaub bestreuten Matte sichtbar, auf der eine dritte Reihe von Nonnen gekniet haben mag; die Reste von weißen Gewändern in dem beliebten, aus eigentümlichen Wülsten gebildeten Faltenwurf sind noch zu erkennen.

TAFEL 3

Titel einer manichäischen Buchrolle

Kat. No. I B 4614. * Größe des Originals ca. 22×21 cm. * Fundort: Chotscho. * Alter: 9—10. Jhdt. (?)

Die Buchrollen der Manichäer in Chotscho wurden, genau wie ihre antiken Vorbilder *(volumina)*, um ein am inneren Ende befestigtes Stäbchen aufgerollt, das öfter durch Schnitzwerk oder wenigstens durch Endverzierungen aus Knochen, Elfenbein oder Metall *(umbilicus, cornu)* geschmückt war.

Der Titel befindet sich am inneren Ende der Rolle, so daß man sie ganz aufrollen muß, um ihn lesen zu können; zuweilen scheint man den Titel auf der Außenseite des gerollten Textes noch einmal verzeichnet zu haben. Auch sind des öfteren längliche, schmale, am oberen Ende mit einer Öse versehene Holzplättchen mit darauf vermerkten Buchtiteln gefunden worden. Solche Plättchen hingen vermutlich an Schnüren am Unterteil der Rollenstäbe.

Das vorliegende Titelblatt bildete einst den Anfang einer manichäischen Buchrolle, deren Text in spätsoghdischer Schrift geschrieben und wahrscheinlich in soghdischer (allenfalls vielleicht türkischer) Sprache verfaßt war. Der Name der Abhandlung ist auf die Mitte des Banners geschrieben; die Tinte ist aber derartig verblaßt, daß man die Schrift nur noch mit Mühe (im Faksimile überhaupt nicht) sehen kann. Man hat aber vielmehr den Eindruck soghdischer als türkischer Worte.

Die augenscheinlich nur in der Vorzeichnung erhaltene Miniatur stellt ein von zwei Genien getragenes Banner dar, auf dessen Lanze (oder Querholz) eine mit Pelzwerk oder Federschmuck verzierte manichäische Priesterkappe ruht. Das den Unterrand verbrämende Pelz(?)werk zeigt etwas Gold; die Form der Kappe ist geschweift und ähnelt der Kappe des „Mani" und seiner Begleiter auf dem Wandgemälde aus Chotscho.[2]

Das Banner hat die Form unserer Kirchenfahnen *(vexillum)* und besteht aus der (unsichtbaren) Fahnenlanze und dem das Banner tragenden Querholz.

Dieses scheint mit kurzen Tragschnüren befestigt zu sein; der kreisrunde Gegenstand l. und die schrägen Striche unterhalb der Kappe sind vorläufig unerklärt. An den Enden des Querholzes befinden sich geschweifte Verzierungen, auf denen ein von Flammen umlodertes Kleinod steht. Neben den erwähnten Verzierungen sind mit Schleifen Wimpel befestigt, deren Enden auf jeder Seite von einem Genius gehalten werden.

Diese untergeordneten Gottheiten stehen auf Lotusthronen und sind in reich drapierte Gewandungen gekleidet. Der Schnitt des Oberkörperkleides ahmt den bekannten Panzer nach oder ist die mißverstandene Darstellung eines solchen (cf. Taf. 8a, Fig. d). Unten fallen die Säume der Kleider in jenen seltsamen Wülsten um die Füße, die wir bei der Hauptfigur auf

[1] cf. Baur, S. 251. „die sie charakterisierende Blässe des Gesichts (wegen der sie von Augustin, *De util. cred.*, c. 18, „exsangues corporibus, sed crassi mentibus" genannt werden) als das echte Kriterium eines Bekenners zur Schau tragen."

[2] Vergl. Taf. 1, Abb. a,

Taf. 8b, Abb. a, beschreiben. Bei der Figur l. erscheint, in der Mitte dieser wulstartigen Drapierung, vorn eine ein Kreuz tragende Scheibe. Die Haare sind vorn in viele Stirnlöckchen charakteristischer Art geordnet und fallen hinten in schweren Massen herab, eine Behandlung des Haares, die u. E. aus dieser Kunst in die Kunst der Turfaner Wandgemälde, also in die Malkunst der T'ang-Periode, übergegangen ist. Die großen Ohrgehänge zeigen Reste von Goldblatt. Merkwürdig ist der Kopfputz. Er besteht aus einem über und hinter den Ohren in Schleifen gebundenen Kopftuch und einem seltsamen Aufsatz aus drei etwa federballförmigen Gebilden, die aus Stoff hergestellt sein dürften.

Beide Figuren sind mit größtenteils zerstörten Nimben versehen.

Wie schon bemerkt, ist dieses Bild vielleicht nur in der Vorzeichnung erhalten und die früher vorhandenen Farben sind durch Abreibung zerstört. Vielleicht aber ist es als eine hier und da durch leichte Abtönung mancher Partien belebte Strichzeichnung gewollt. Hier und da, z. B. an den Ohrpflöcken und der Einfassung der Kappe, sind Reste von Blattgold erhalten, und an manchen Stellen sieht man Reste eines feinen flüchtigen Weinrot sowie eines matten bläulichen Grau. So z. B. das Rot deutlich an den Spitzen der Flammen, den Lippen und dem Kopfputz der beiden Wimpelhalter und das Grau, viel kräftiger, überall da in der Drapierung, wo diese in der Reproduktion dunkle Streifen aufweist.

Im Ganzen möchten wir die Darstellung der späteren türkischen Zeit zuweisen.

TAFEL 4

Abb. a. Rest eines illuminierten Blattes

Kat. Nr. I B 7251. * Größe 12.6 × 9.1 cm. * Fundort: Ruine K, Chotscho. * Alter 8./9. Jhdt. (?).

Das Blatt, von dem nur dieses Bruchstück übrig geblieben ist, zeigt auf der Vorderseite einige unleserliche Zeilen in später manichäischer und eine Zeile in uigurischer Schrift. Auf der Rückseite ist eine Titel-Vignette erhalten, deren seltsame Ornamente, Ranken und Schleifen in weißlichem Blau und mattem Karmin ausgemalt sind; an einigen Stellen befindet sich etwas Blattgold. Eine Zeile des, leider unleserlichen, wie gewöhnlich über mehrere aufeinander folgende Blätter verteilten Titels verläuft, in roter Tinte geschrieben, zwischen den Ornamenten.

Der Text ist in einer nordiranischen Mundart in manichäischen Lettern niedergeschrieben; wir geben ihn hier in Prof. F. W. K. Müllers Umschrift mit Übersetzung:

rote Tinte	1. 'vh/'avûd 'išmâ	... führt euch
	2. friyânagân vižîdagân 'ûd	Freunde, Auserwählte und
	3. nigôšagân kû 'ač //	Hörer, welche nach...
schwarze Tinte	4. yîšô' parnîbrân	Jesu **parinirvâṇa* (Hinscheiden) .. ..
	5. '/'r sâr ḥrêsad 'ûd	(im) Jahre dreihundert und
	6. dôvîst kad frêštagrôšan	zweiundzwanzig als der Gesandte des Lichtes

Ende abgerissen

Abb. b. Bruchstück eines illuminierten Blattes aus einem Seidenbuch

Kat. Nr. I B 4981 a. * Größe: 6 × 7.1 cm. * Fundort: Ruine α, Chotscho. * Alter: 8./9. Jhdt.

Von einem auf feiner naturfarbener (gelblicher) Seide geschriebenen Büchlein wurden sechs einseitig beschriebene Blätter gefunden.

Der Titel, in Zierschrift, ist mit Band- und Blumenornamenten umgeben. Die Buchstaben sind mit Karmin und einem bräunlichen Gelb umrandet; augenscheinlich war jeder Buchstabe früher mit Blattgold bezogen.

Die Farben der Ornamente sind nur hier und da erhalten, man erkennt noch Spuren von Karmin, Lichtblau und Braungelb.

Der Schriftspiegel ist mit roten Linien eingefaßt; die ersten zwei Zeilen des in soghdischer Sprache verfaßten Textes sind in roter, die übrigen in schwarzer Tinte geschrieben. Die ganze Höhe des Seidenblattes betrug wenigstens 13 cm mit wenigstens 12 Zeilen.

Umschrift des Textes:

Titel:	šyrpt čy bαt	
rot	1. αnptyy kyy αṭfyy	....
	2. pαčrαṭtvγṭα kvnyy	....
schwarz	3. •• •• yvαr nyy qṭ	sondern nicht, daß (er)
	4. χypδδ pṭryy ky pr	sein Vater, der in
	5. χypδ zαrčnvkyα	seiner Barmherzigkeit
	6.	....

Abb. c.
Anderes Blattfragment aus demselben Seidenbuch

Kat. Nr. I B 4981 f. * Größe: 6.1 × 12.2 cm.

Dieses Blatt trägt eine besonders hübsche Vignette, in der die Bandornamente fehlen. An den Ranken sind zahlreiche Früchte des Granatbaumes dargestellt, die heute noch, vorzugsweise in Teppichmustern, oft auftreten.

Die äußerst zarten Farben sind wieder Karmin, Lichtblau und Braungelb.

Umschrift:

Titel, in Zierschrift:	αrtαyspyαh
rot	1. ..[zα]rčnvkyα pr
	2. ...sχ αqṭyy •• αrtyy,
schwarz	3. .... ynyy ṭvα
	4. ḥ//αkyα k/ mzyχ
	5. pšpαryy αnšṭαyt
	6. pṭyčχšym •• ....

(Die folgenden 6 (sehr zerstörten) Zeilen dieses Blattes sind nicht abgebildet.)

Abb. d. Hymnenbüchlein
mit soghdischem und mittelpersischem Text

Kat. Nr. M 801. * Größe: 3.6 × 9.1 cm. * Fundort: Ruine α, Chotscho. * Alter 7./9. Jhdt.

Dieses jeden Buchliebhaber entzückende Fundstück ist ein gutes Beispiel der liebevollen Sorgfalt, mit der die manichäischen Kalligraphen ihre Kunst in den Dienst der Religion stellten.

Obwohl der Schriftspiegel nur 6.6 cm hoch ist (bei einer Breite von 2.1 cm), hat man doch 18 Zeilen in den wie gestochen geschriebenen schönen Lettern des manichäischen Alphabets darauf unterzubringen vermocht; die Lettern, obwohl sehr klein, sind doch klar und deutlich leserlich.[1]

Das in europäischer Weise geheftete Büchlein besteht aus 48 Seiten, zwischen denen sich Lücken befinden. Jedes Blatt trägt oben, oberhalb des durch 2 scharlachrote senkrechte Linien eingefaßten Schriftspiegels, ein oder einige Worte des Titels; dieser besteht, wie üblich, aus einem ganzen Satz und ist über eine Anzahl aufeinander folgender Blätter verteilt.

Diese Titelaufschriften sind hier stets in etwas größeren Lettern und in farbigen Tinten ausgeführt. Scharlachrot und blau sind am häufigsten; sind die Lettern in Blau geschrieben, so sind die begleitenden Schmuckblümchen, Schnörkel und Punkte meist in Rot, hier und da von etwas blau unterbrochen und umgekehrt.

Sonst kommen noch vor ein mattes Karmin, sowie ganz ausgeblichene Titelzeilen, die in Braun und Gelb geschrieben gewesen sein mögen.

Wir vermuten, daß jeder einen solchen fortlaufenden Titel bildende Satz in derselben Farbe ausgeführt worden ist; folgt daher auf ein Blatt mit Titelaufschrift in roter Farbe ein solches mit Titel in blauer oder grüner Tinte, so zeigt das an, daß hier entweder ein neuer Abschnitt beginnt, oder aber ein oder mehrere Blätter fehlen.

---

[1] Noch erheblich kleinere, aber ebenfalls noch sehr deutliche Schrift findet sich auf einem Pergamentblatt aus Ruine α, das auf einem Schriftspiegel von 4.9 cm Höhe nicht weniger als 19 Zeilen bringt.

Der Inhalt des Büchleins besteht aus Hymnen in soghdischer und in mittelpersischer Sprache. Solche Bücher sind sicherlich in Menge vorhanden gewesen; einzelne Blätter ähnlichen Formats und Inhalts sind öfters gefunden worden.

Eingebunden waren diese Hymnenbücher augenscheinlich in Ledereinbänden, deren die nächste Abbildung einen zeigt.

Wir geben hier den mittelpersischen Text der beiden abgebildeten Seiten in Umschrift und, für Seite 2, in Übersetzung. Beides, Umschrift und Übersetzung des zweiten Blattes, verdanke ich, wie für alle hier gegebenen manichäischen Texte, Herrn Prof. F. W. K. Müller. Zwischen den beiden Blättern fehlen mehrere Blätter.

Erste Seite, Umschrift. *Titel* (blau).

1. ʻispêkht ayy prmyn	10. zâmênand .. ..
2. paḥîqêrb pad nîšân	11.
3. ʻî khvarkhšêd tô sârâr	12. ʼaprîd bêh pad ʼan mûrvâ
4. ʻî râstîî ḥâmdês	13. ḥân sârâr ʻîg ʼamad pad
5. ʻî bê zrvân .. rôčên(â)dût	14. rôč ʼabzâr ʻî šâdîî .
6. dîl ʻîg ʼamâh pad	15. baʼânût râmênând
7. khvêš prîh pad ʻîn rôž	16. prêstagânût paḥrêzênând
8. ʻî šâdîî .. ʼavarâ pad nêv	17. . ʼô tôḥmn zâmênând
9. drîstîî prêstagânût	19. nôg zîhr ʻîg

Zweite Seite: *Titel* (scharlachrot): *parêstagân*

Umschrift	Übersetzung:
1. ʼûd dônân ʻispasagân ..	und die Zweie, die Diakonen,
2. ṭîrîst ʼûd šasṭ	die dreißig und die sechzig
3. mânsârârân vispâân	Hausvorstände, alle die
4. vičîdagân pâkân vă yôždahr(â)n	Auserwählten, die lauteren und reinen,
5. .. kê pad panž ʼandarz vå seh	welche in den fünf Geboten und den drei
6. muḥr ʻispûr ḥênd pad	„Siegeln" vollkommen sind, durch
7. qêrbag qêrdagân ʼayâd	Wohltaten, ausgeübte — gedacht
8. ḥêb bavênd .. parah vazarg	werde ihrer. Die Glorie, die große,
9. ʼûd vâkhš vâčâprîd ʻî	und der Geist, der gebetgepriesene des
10. ḥamâg khvarasân...	gesamten Ostens...
11. .. ʼô ʻîn ram ʼûd arda ʼîh	Dieser Schaar und Auswahl (Reinheit),
12. ʻîg yazdâân pâsbâân vă	die der Götter Hüter und
13. parvarâg ʼast pad qêrbag	Pfleger ist, durch Wohltat-
14. qêrdagân ʼayâd ḥêb bêh	Erweisungen werde ihrer gedacht.
15. .. pad sar marî nâzûgî ʻzd	Zuvörderst des Marî Nâzûgî ʻzd
16. ḥamvčâg ʻî khvarâsân	Des Lehrers der Ostens-
17. pâygôs pad kêrbag kêrdagân	Gegend, durch Wohltat-Erweisungen
18. ʼayâd ḥêb bêh .. ʼûd	werde ihrer gedacht. Und

Abb. e. Lederner Bucheinband

Kat. Nr. I B 6268. * Größe: 4.6 × 9 cm. * Fundort: Ruine K, Chotscho. * Alter 8./9. Jhdt. (?).

Die vordere Decke des Einbands, leider durch Nässe etwas schief gezogen, zeigt eine mit ausgestanzten Ornamenten verzierte rechteckige Fläche, die mit Blattgold unterlegt ist. Eine Reihe ausgestanzter Punkte faßt das Rechteck ein.

Ein Kreisornament, in ähnlicher Weise ausgestanzt, scheint die Mitte der Rückendecke des Einbandes verziert zu haben, ist aber zerstört; die übrigen Flächen dieser Decke sind durch eingepreßte Ornamente (Rechtecke mit Diagonalen) verschönt.

In Technik wie in den Verzierungen scheint dies interessante Stück auf Ägypten hinzuweisen.

TAFEL 5

Abb. a. Bruchstück einer illuminierten Buchrolle

Kat. No. I B 4957a * Größe: 17,3 × 13,6 cm * Fundort: Chotscho, Ruine α * Alter: 10. Jhdt. (?)

Ob diese Miniatur zur manichäischen Gruppe zu zählen ist, erscheint recht zweifelhaft. Weder im Stil der schlecht erhaltenen Malerei, noch in Schrift oder, soweit lesbar, im Inhalt des mitteltürkischen Textes, findet sich irgend etwas, was dies Fragment mit Sicherheit als manichäisch erkennen ließe. Im Gegenteil, es macht viel eher den Eindruck einer buddhistischen Darstellung.

Freilich muß man bei dieser Beurteilung den Text als nebensächlich von vornherein ausscheiden: augenscheinlich ist dies einer der in späteren Zeiten häufiger auftretenden Fälle, wo beschriebene Buchrollen auf der Schriftseite mit dünnem Papier überklebt und von Neuem benutzt wurden; ein Verfahren, das vielleicht auf Verfall hinweist und mit der Sauberkeit und glänzenden Ausstattung manichäischer Texte der besten Zeit in Widerspruch zu stehen scheint. Die Miniatur ist im „chinesischen" Stil gehalten und deutet auf eine späte Zeit, in der die west- und südasiatische Überlieferung sich bereits chinesisch umgestaltet hatte.

Vom Text des auf die türkische Buchrolle aufgeklebten illuminierten Papieres ist nichts mehr vorhanden; nur Teile der durch die dick aufgetragenen Farben verstärkten illuminierten Fläche sind erhalten.

Wenn wir trotz dieser Zweifel das Bild hier wiedergeben, so geschieht es, erstens weil das Bruchstück mit anderen Manuskripten ausschließlich und deutlich manichäischer Art zusammen gefunden wurde — ein *indicium* von schwacher Beweiskraft, da Buddhisten, Christen und Manichäer unter der kräftigen Herrschaft der uigurischen Könige friedlich untereinander wohnten und sich allem Anschein nach zuweilen derselben Tempel für die Ausübung der verschiedenen Kulte bedienten; zweitens, weil wir der Ansicht sind, daß die Miniaturmalerei Chinas auf der Grundlage der westlichen Kunstübungen dieser Art durch Abwandelung erstanden ist.

Das Bild zeigt eine schräg von r. nach l. aufsteigende Reihe knieender Männer in chinesischer Kleidung, die in den Händen einen weißen stabartigen Gegenstand halten, den wir für das, *Kuei* 圭 genannte chinesische Würdezeichen halten möchten.

Nur der Kopf des ersten Mannes r. ist einigermaßen erhalten. Er trägt das oberhalb und hinter der Ohrgegend in Schleifen geknüpfte Kopftuch, das wir von der „*Gandhāra*"-Miniatur (Taf. 6, Fig. c) kennen, und darüber eine eigentümliche Kopfbedeckung, die auf chinesischen Bildern in dieser Form oder in verwandten Formen öfters auftritt. Sie dürfte u. E. ihren Ursprung in mißverstandenen Wiedergaben der sassanidischen, mit Adlerfittichen verzierten Kappe haben.

In ziemlich gut erkennbarer Form hat sich diese Kappe erhalten auf einem der Wandgemälde von Murtuq (*Chotscho*, Tafel 28, unten l. vom Buddha).

Abb. b, 1–3.
Drei Bruchstücke einer manichäischen Miniatur

Kat. No. I B 4971 * Größe: 1) 6,4 × 4,8 cm. 2) 3,2 × 2,2 cm. 3) 3 × 1,5 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 8. Jhdt. (?)

Entweder unfertig oder durch Abreibung der Farben verunstaltet, sind diese drei Fragmente eines Buches doch von hohem Interesse, denn sie machen den Eindruck großen Alters.

B r u c h s t ü c k 1 stellte augenscheinlich eine manichäische Trias unter Architekturteilen dar, und zwar scheinen wir hier ein Beispiel jener eckigen Wölbungen vor uns zu haben, denen wir schon in den Gandhāra-Skulpturen begegneten. Sicherlich ist es Holzarchitektur; sie zeigt einfache Kerbschnittverzierungen und Reste von (zufällig haftengebliebenem?) Goldblatt. Sehr merkwürdig sind die rundlichen Objekte, die an kurzen Stielen oder häufiger auf runden knopfartigen Vorsprüngen an den Balken angebracht sind.

Von der Trias ist wenig erhalten, am besten noch Kopf und Oberkörper der Begleitfigur zur R. der Hauptperson, von der selbst nur einige Reste des Nimbus und der r. Seite vorhanden sind.

Die Begleitfigur trägt die weiße, gradlinige, hohe manichäische Mütze auf dem stark gewellten, unten sorgfältig in eine Locke geordneten Haar. Die Drapierung des Kleides ist in einfachen Linien ohne Übertreibung dargestellt.

Ganz r. Reste einer kleinen auf einem Teppich knieenden Figur über drei zerstörten Zeilen Schrift.

B r u c h s t ü c k 2 zeigt ein Architekturbruchstück mit einem knieenden (?) Geistlichen, an dessen Haar die beschriebene Behandlung besser ersichtlich ist als auf Frgt. 1.

Auf B r u c h s t ü c k 3 nur noch Reste von drei Priesterhüten.

Abb. c u. d. Zwei Bruchstücke aus illuminierten manichäischen Büchern

Kat. No. I B 4970 * Größe: c) 4,5 × 4,2 cm. d) 5,5 × 3,3 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 8./9. Jhdt. (?)

Das Bruchstück c bringt einen kunstvollen Titel (fragmentar) in farbig ausgeführter manichäischer Zierschrift. Die Worte sind sehr zerstört und daher schwer zu entziffern.

Unter dem Titel Reste von zwei Zeilen mittelpersischen Textes in gewöhnlicher manichäischer Schrift.

Ganz ähnlich, aber der Farben durch Abreibung beraubt, stellt sich die Rückseite dar.

Bruchstück d ist nur einseitig bemalt und beschrieben. Es enthält den Rest einer menschlichen Figur, deren Kopf besonders flott gezeichnet ist. Das volle Gesicht umrahmt ein starker Bart, der im Verein mit den großen Augen den Dargestellten als Iranier erkennen läßt. Ein Kopftuch unter einem seltsam gefältelten Turban bedeckt das Haupt; am Oberrande des Turbans erscheint die manichäische Schleife mit der Mondsichel. Spuren von roter Farbe erwecken die Vermutung, daß die Farben der Illumination abgerieben sind und nur wenig mehr als die, hier mit schwarzen Strichen ausgeführte, Vorzeichnung übrig sei.

R. vom Nimbus und der als Kreis dargestellten tief herabhängenden Ohrenscheibe sieht man abgeriebene Farbenreste.

Die Kleidung besteht in einem sehr faltenreichen, weißen Gewand. Reste von Blattornamenten und von einer Zeile feiner manichäischer Schrift füllen den übrigen Raum zur R.

Abb. e. Rest eines illuminierten manichäischen Buchblattes

Kat. No.: I B 4964 * Größe: 9,2 × 2,9 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 8./9. Jhdt. (?)

Von einem wahrscheinlich ziemlich großen Buchblatt (man beachte die großen Lettern!) ist nur dieser kleine Rest erhalten: die halbe Figur eines stehenden manichäischen Geistlichen.

Sie zeigt hier und da Reste der Vorzeichnung in roten Strichen; die Kleidung ist der gewöhnliche weiße Ornat der Manichäer.

Das leicht zurückgebogene Haupt wird von einem Nimbus aus mit Rot gegliedertem Goldblatt umgeben; das Ornament dieser Aureole besteht aus einer Reihe von Scheiben mit kleinem konzentrischen Kreis in der Mitte.

Abb. f, 1—3. Drei Bruchstücke einer illuminierten Buchrolle

Kat. No. I B 4973 * Größe: 1) 7 × 8 cm, 2) 6,2 × 4,5 cm, 3) 5,3 × 3,4 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 9/10. Jhdt.

Die drei unter dieser Nummer aufgeführten Miniaturreste nähern sich in der gröberen Ausführung den in uigurischen Buchrollen vorkommenden buddhistischen Illuminationen; auch die Farben sind gröber. Da keine Schriftreste vorhanden sind, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden, ob die Miniaturen manichäischen oder buddhistischen Ursprungs sind; wir möchten sie der ersteren Kategorie in ihrer späteren Entwicklung zuzählen.

Das größte der drei Bruchstücke (1) zeigt auf grobem blauem Hintergrund Reste eines Bogens mit rechteckigen Ornamenten in Blau und Rot auf weißem und gelbem Grunde. Eine rote Randborte, nach l. von einer schmalen gelben Leiste begrenzt, erscheint auf der r. Seite; schwarze Wellenlinien auf dem roten Grunde dürften ein Flammenornament darstellen. Nach l. sieht man Reste eines gelb gerandeten Nimbus mit rotem, gelb gerandetem Aufsatz. In der Mitte des Nimbus erscheint eine blaue, mit doppeltem gelbem Rand versehene Fläche, anscheinend von der Form einer in der Mitte horizontal durchgeschnittenen kreisrunden Scheibe. Dieser Nimbus gehörte wohl zur zerstörten Hauptfigur; der Kopf zur R. ist nur der Rest einer Begleitfigur.

Dieser Frauenkopf trägt ein einfaches gelbes Diadem mit rot und gelber Scheibe; an den Seiten ist ein gelbes Kopftuch mit Schleifen an dem Reif des Diadems befestigt. Der Kopfschmuck ähnelt dem Kopfputz der Damen auf der „*Gandhara*“-Miniatur, Taf. 6, Fig. c, ist aber einfacher.

Das Haar ist in der Mitte gescheitelt und zeigt die zwei dieser Haartracht eigenen Stirnlocken, sowie die langen Ringellocken vor dem Ohr. Gesicht und Hals sind mit Deckweiß und roten und schwarzen Linien gegliedert, die Mundwinkel durch kleine schwarze Striche anmutig hervorgehoben.

Lange, braungelbe (ursprünglich goldene?) Ohrgehänge verzieren die Ohren; um den Hals wird ein braungelbes Halsband mit großen, roten, gelblichweiß umrandeten Scheiben getragen. Das Gewand ist von grauer Farbe, aber fast ganz zerstört.

Das Bruchstück 2 bringt einen Kopf derselben Art; vom Kleide dieser Frau sieht man mehr als von dem der Dame auf Fgt. 1;

auch hier ist es grau, doch lassen die hier erhaltenen Linien der Gliederung auf ein faltiges, weiches Gewand aus grauer Baumwolle oder dergl. schließen. Der Halsschmuck ist auf diesem Bruchstück deutlich zu erkennen.

Das Köpfchen ist von zwei Leisten eingefaßt, von denen die l. oben zwei bogenförmige seitliche Fortsätze besitzt; die graue Randbordüre r. trägt ein Rankenmuster in schwarzer Farbe.

Das kleinste Bruchstück, 3, wurde mit 1 und 2 zusammen aufgefunden. Die Darstellung ist unklar, doch scheint r. ein Stück der schmalen gelben Einfassungsleiste und der grauen Randborte erhalten zu sein.

Der obere Teil ist rot; Bänder und Schärpen scheinen auf ihn herabzuhängen. Unter seinem horizontalen Unterrand sieht man auf blauem, mit weißblauen Verzierungen versehenem Hintergrund die Hälfte einer gelben Scheibe, deren nach unten gerichtete Rundung mit weißen Perlen besetzt ist — es ist vielleicht der Unterteil eines unter einem herabhängenden Vorhange sichtbaren Kopfschmuckes, in welchem Fall man die übrigen Gebilde für Teile eines roten Kopftuches halten kann.

Allenfalls dürfte man an die auf indischen Architekturstücken (Pfeilern etc.) vorkommenden halbierten Blumenrosetten denken.

Bei dem Mangel an Material zu Vergleichungen können diese Angaben nur als Vermutungen gegeben werden.

TAFEL 6

Abb. a. Illuminierter Titel (Bruchstück in manichäischer Zierschrift)

Kat. No. I B 4983 * Größe (des Titels): 7×3,5 cm * Fundort: Chotscho, Ruine α * Alter: 8. Jhdt. (?)

Als prächtiges Beispiel eines illuminierten Titels oder des Teiles einer Kapitelüberschrift geben wir dieses in Gold und Farben ausgeführte Bruchstück.

Wir lesen *'igzinamiti* / / (?)

Die Zierbuchstaben sind in Blattgold ausgeführt und mit Rubinrot gegliedert, sie liegen innerhalb eines fast aztekisch anmutenden Rankenwerks von stilisierten Blumen, Blättern und Schleifen; manche der Buchstaben laufen in ähnlich verzierte Blumenranken aus.

Der mittelpersische Text in manichäischen Lettern ist stark verblaßt; vielleicht war er mit gelber oder grüner Tinte geschrieben.

Abb. b. Bruchstück eines illuminierten manichäischen Buchblattes

Kat. No. I B 4975 * Größe: 13×7,7 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 8.—9. Jhdt. (?)

Dies Bruchstück eines Buchblattes, dessen ursprüngliche Größe schwer zu bestimmen ist, ist nur auf einer Seite illuminiert. Rechts von der Miniatur ist eine scharfe vertikale Falte im Papier sichtbar; ob sie die Mitte des Heftfalzes anzeigt, ist jedoch unsicher.

Nur die untere r. Ecke der Miniatur ist erhalten. Auf ihr erscheinen zwei Äste eines stilisierten Baumes, der vielleicht aus einer Lotusblume entsprießt.

Diese Äste (oder Ranken) waren mit Blattgold belegt; ihre Blätter haben die Form etwa einer Birne und sind blau oder rot gemalt; die oberen Rankenenden sind gegabelt und tragen zwei Lotusblumen. Die zur R. ist blau, die zur L. rot. Die Fruchtböden sind bei beiden in Blattgold ausgeführt.

Jede der Lotusblumen trägt eine stehende, weißgekleidete Figur, Priester oder Gottheit, deren Oberkörper abgerissen ist. Die weißen Gewänder sind mit mattroten Strichen vorgezeichnet oder gegliedert, wie wir es öfter in manichäischen Miniaturen finden. Am rechten Rand erscheint eine Randleiste: eine Reihe weißer Perlen zwischen zwei vertikalen Parallellinien; die Zwickel zwischen den Perlen waren früher carminrot ausgemalt. Diese Perlenreihe ist ein Lieblingsornament der sassanidischen Kunst, die es ihrerseits aus der Antike entlehnt hat. Es ist aber auch von den Buddhisten Zentralasiens häufig, und mit großer Wirkung, übernommen worden, besonders in den Ruinen der Stūpas bei Qara-Chodscha.[1]

Die beiden Göttergestalten sind wahrscheinlich Begleitfiguren; die Hauptfigur ist abgerissen. Die ihr näher stehenden Begleitfiguren waren wohl je näher je größer gemalt, die Hauptfigur am größten — von den zwei erhaltenen Figuren ist die äußere, r., kleiner als die l., innere.

Wer dargestellt war, wissen wir nicht.

[1] Vergl. Grünwedel, *Bericht*, Tafel XXI, Fig. 2 und *Kultstätten*, S. 337.

Abb. c. Miniaturbruchstück von einer Buchrolle

Kat. No. I B 4937 * Größe: 8,9 × 6,2 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 9. Jhdt. (?)

Es ist zweifelhaft, ob dieser Bildrest den buddhistischen oder den manichäischen Überresten zuzuzählen ist. Die Rückseite ist unbeschrieben; die Namen der dargestellten Personen (es sind vornehme Damen) sind in soghdischer Schrift neben den Köpfen niedergeschrieben.

Die Darstellung gemahnt durch die Kronen an Gandhāra-Skulpturen; die Kostüme sind nicht uigurisch, sondern muten persisch an; wir sind unsicher, ob hier eine manichäisch-soghdische oder eine buddhistisch-soghdische Miniatur vorliegt.

Leider ist das Bildchen sehr zerstört. Es ist wahrscheinlich der Rest einer Buchrolle gewöhnlichen Formats,[1] deren Text durch größere und kleinere Illuminationen unterbrochen war. Das Papier ist nicht das weißliche Papier der manichäischen Bücher, sondern das gröbere, bräunliche der auch von den Manichäern benutzten Buchrollen.

Wir haben den Eindruck, daß hier ein Bild größeren Formats vorgelegen haben kann, denn anscheinend bilden die fünf teilweise erhaltenen Personen nur einen Teil einer Reihe von Zuschauern, deren mehrere, über (hinter) einander geordnet, den verloren gegangenen Hauptteil der Darstellung umgeben haben.

Nur die Krone der mittleren Person — alle fünf dürften als Bilder vornehmer Frauen zu deuten sein — ist einigermaßen gut erhalten. Sie ist, wie alle anderen, von weißer Farbe mit einem Muster schwarzer, hier sich kreuzender Linien; auf dem Vorderteil ist eine in schwarzen Strichen gezeichnete Blumenrosette angebracht. Die Krone wird auf einem roten Kopftuch getragen, das, hinter den Ohren in Schleifen geknüpft, auf den Nacken herabfällt. Große Ohrgehänge scheinen die Ohren geziert zu haben.

Das schwarze Haar ist in der Mitte gescheitelt; r. und l. vom Scheitel ragen 2 Ringellöckchen auf die Stirn heraus; vor dem Ohr fällt eine lange unten einmal geringelte Locke herab. Wir vermuten, daß die Anordnung des Haares im allgemeinen übereinstimmt mit der auf den besser erhaltenen wenn auch späteren Bildern von Taf. 5, Fig. f dargestellten Haartracht.

Die Gesichter sind mit Deckweiß und mit roten und schwarzen Linien gegliedert; der Typus mutet ebenfalls persisch an.

Das Kostüm besteht, soweit sichtbar, aus einem vorn offenen kragenlosen Rock mit reichen eingewebten oder gestickten Ornamenten; bei der Person ganz rechts sieht man die l. Seite durch eine halbe, sehr große Blume verziert, die andere Hälfte befand sich auf der r. Seite des Kleides; beim Zuknöpfen des Kleides ergab sich, wie bei byzantinischen Gewändern, die ganze Blume. Unter dem Rock wird eine Weste, Hemd oder eine andere Art Unterkleid getragen — die Ornamentierung dieses Kleidungsstückes war wohl überall verschieden. Die Dame am Rande r. scheint es in roter Farbe mit schwarzem Ornament auf der Brust (Scheibenmuster?) zu tragen.

Die Hände sind andächtig auf dem Busen zusammengelegt, in der Weise, die uns von buddhistischen Bildern bekannt ist; die Manichäer scheinen meist die Hände zu verhüllen.

Nicht leicht zu lesen sind die Namen. Wir möchten vorschlagen, von r. nach links zu lesen wie folgt

1) *χoš χunču*, 2) *sorχinki*, (?) 3) *sasṇuṃạ* (?), 4) *χlrsχ* (?)

Hinter den Köpfen der mittelsten Dame und ihrer Nachbarin nach r. erscheint ein gelbliches Band, über dem rote, geblümte Stoffe (vielleicht von den Kleidern einer zweiten, ähnlichen Reihe) sichtbar sind. Neben den Köpfen der mittleren Dame und ihrer Nachbarinnen nach l. sieht man allerhand schwer Bestimmbares, das vielleicht als von oben herabhängende Tücher oder Binden zu erklären ist. Die Dame ganz l. scheint eine andere Art Kopfputz getragen zu haben; über dem Kopftuch erscheint eine eckige Struktur, nicht ein runder Wulst wie bei den anderen. Freilich ist es auch möglich, daß schon die vorletzte Dame nach l. eine andere Kopfbedeckung trägt, als die beiden Frauen r. von ihr. Ob die Kopftücher immer abwechselnd einmal rot, einmal gelb waren, ist kaum zu entscheiden.

Abb. d. Illuminiertes Titelblatt eines soghdischen Buches in indischer Pothī-Form

Kat. No. I B 4984 * Größe: (ohne das kleine Bruchstück) 8,2 × 8,1 cm * Fundort: Ruine μ, Chotscho * Alter: 8. Jhdt. (?)

Auch bei diesem Blatt ist unsicher, ob es manichäisch oder buddhistisch ist; da die Miniatur, wenn auch an manche der buddhistischen Wandgemälde erinnernd, durch ihre Malweise den manichäischen Miniaturen nähersteht als den selteneren buddhistischen Bildern dieser Art, ist sie hier wiedergegeben worden. Es ist, wie Fig. c, Taf. 6, das oberste Blatt eines indischen Buches (*pothī*).[2]

---

[1] Die einzelnen Papierbogen haben meist Formate von etwa 24—32 cm Höhe bei etwa 35 cm Länge.

[2] Vergl. Text zu Taf. 7, Fig. c.

Dargestellt ist eine auf einem Thron sitzende Figur. Die Steinsetzung, auf der der Thron steht, ist auf indisch-buddhistischen Bildern öfter zu finden. Nach oben wird das Bild begrenzt durch einen roten querliegenden Balken, unter dem Trägerköpfe sichtbar sind. R. und früher wohl auch l., bilden aufrechte Balken und geraffte Vorhänge die seitliche Einfassung des Bildes.

Der Hintergrund ist lichtblau. Von ihm hebt sich die sitzende Figur wirkungsvoll ab. Der Kopf ist leider stark zerstört; wir glauben seitlich unterhalb des mit einer Schmuckscheibe versehenen Diadems noch ein Kopftuch zu erkennen. Die Farben der Aureole haben stark gelitten, der äußere Randstreifen scheint fleischfarben, der innere rot (mit leichter Abtönung nach innen) gewesen zu sein.

Die Bekleidung ist indisch, nämlich ein roter Überwurf, der schärpenähnlich über dem nackten Oberkörper getragen wird, und ein langes faltiges um die Hüften gewundenes Gewand, das die Füße vollständig bedeckt. Wie die Figur auf dem bankartigen Throne sitzt, ist nicht klar zu ersehen, doch scheint sie nicht mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen. Etwas Blattgold ist durch einen Zufall auf dem r. Bein haften geblieben.

Der kleine Bildrest l. trägt noch Reste der Steinsetzung und von flatternden roten Gewändern.

Leider gibt der in schöner frühsoghdischer Schrift geschriebene, in soghdischer Sprache verfaßte Text der Rückseite, soviel wir sehen, keinen Hinweis auf den Gegenstand des Bildes.

Abb. e. Bruchstück einer Miniatur mit Darstellung eines Buddha

Kat. No. I B 4947 * Größe: 14×5,1 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 9. Jhdt. (?)

Diese kostbar ausgestattete Miniatur ist auf einem einseitig benutzten, hinten beklebten Bruchstück eines Buchblattes oder einer Buchrolle erhalten. Der Gegenstand der Darstellung ist buddhistisch, die Malweise aber, soweit unsere Sachkenntnis reicht, manichäisch. Wir lassen dies Bild hier erscheinen, da der Manichäismus den Buddhismus (in noch unbekannter Ausdehnung) in seinen Synkretismus aufgenommen hat und wir es für manichäisch halten. Auch wenn das Bild buddhistisch sein sollte, wäre es hier am richtigen Platz als Beleg dafür, daß die Buddhisten sich die Kunstübungen auch der Manichäer zu eigen gemacht und in ihrem Kult verwendet haben.

Das ursprünglich ziemlich große Bild zeigte augenscheinlich eine größere Figur in Nimbus (und Mandorla?), deren Reste wir r. erblicken. Sie war umgeben von kleinen Figuren ähnlicher Art und es sei, vermutungsweise, ausgesprochen, daß die Mittelfigur vielleicht die des Mani war, während die anderen Figuren die übrigen vom Manitum anerkannten Erlöser dargestellt haben mögen.

Ausgeführt ist die Miniatur unter reichlicher Verwendung von Gold auf lichtblauem Ultramaringrund. Wie wir an dem runden, mit 8 Schmuckscheiben versehenen goldenen scheibenförmigen Objekt r. von der Buddhafigur ersehen, wurde das Goldblatt, roh zugeschnitten, aufgeklebt, dann brachte man die Umrisse durch Übermalung mit Deckfarben in die gewünschte Form.

Die Buddhafigur sitzt, das Haupt von einer gold-rot-goldenen Aureole umgeben, in indischer Weise auf einer grünen Lotusblume. Die Mandorla ist grün-gold-rot-gold in konzentrischer Anordnung; die Goldflächen tragen Ornamente in roten, die roten Flächen solche in weißen Linien (mit etwas Grün). Das Gewand ist blau mit goldenem, rot gegliedertem Überwurf; auch das Haar ist blau. Das stark beschädigte Gesicht war mit großer Sorgfalt ausgeführt.

Der große Nimbus r. vom Buddha hatte einen Aufsatz seltsamer Art; Reste von palmwedelförmigen (?) Ornamenten sind l. erhalten. Er war wenigstens fünffach gegliedert, nämlich (von innen beginnend) mit Gold, Grün, Gold, Rot, Blau und Gold. In dem Raum über dem Nimbus scheinen Lotusblumen oder dergl. zu schweben. Ein goldenes Einfassungsband mit rotem Rankenmuster begrenzt die Miniatur nach oben.

TAFEL 7

Abb. a. Illuminiertes Blatt aus einem manichäischen Buch

Kat. No. I B 4974 * Größe: 13,2 × 7,7 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 8. Jhdt. (?)

Das vorliegende Buchblatt enthält einen mittelpersischen manichäischen Text und trägt nur auf der Vorderseite eine Miniatur.

Die Rückseite weist einen großenteils zerstörten Titel und eine Randverzierung in erloschenen Farben, sowie zwei Kolumnen Text auf. Die beiden ersten Zeilen jeder Kolumne waren mit farbiger (gelber?) Tinte geschrieben; auch sie sind bis zur Unleserlichkeit erloschen.

Das Blatt hat durch Feuchtigkeit gelitten; aus dem spröde gewordenen Papier sind hier und da Teilchen herausgesplittert.

Die Miniatur nimmt etwa die Mitte der vorderen Blattseite ein. Links und rechts an ihrem oberen Außenrande waren zwei tanzende und musizierende nackte Knaben in Rot, Gelb und etwas Schwarz dargestellt. Nur der zur L. ist einigermaßen erhalten. Er tanzt auf einem blumenartigen Gebilde zwischen Rankenwerk und spielt auf einem Saiteninstrument. Sein Kopf ist glattrasiert bis auf einige stehengebliebene Löckchen, wie dies bei östlichen Persern und Türken ebenso wie bei den Chinesen noch heute üblich ist. Der Knabe auf der r. Seite ist zerstört bis auf das auf einem Lotusthron stehende l. Bein.

Das Bild selbst zeigt den gewohnten, hier stark ausgewaschenen, ultramarinfarbenen Hintergrund. Dargestellt sind zwei auf einem Teppich knieende Männer, vor zwei, auf einem anderen Teppich knieenden, größer gemalten weißgekleideten Apostel- oder Götter-Figuren.

Unter der Gruppe der „Weißgekleideten" steht ein flaches dreibeiniges, schüsselartiges Gefäß, über dessen Rand ein Blätterkranz sich erhebt. Dieses Gefäß war früher wohl mit Blattgold belegt und farbig ausgemalt; nur die in roten Pinselstrichen vollzogene Vorzeichnung scheint erhalten zu sein. Der Zweck des Gefäßes ist nicht ersichtlich; vielleicht enthielt es bloß eine Spende duftender Blumen, wie sie im Kulte der Manichäer und auch der Buddhisten beliebt war. Man könnte auch an ein bekränztes Räucherbecken denken, allenfalls auch noch an ein aus jenem Gefäß sich erhebendes Astwerk, das den Teppich der Weißgekleideten getragen haben mag; etwa auf drei, durch das Zersplittern des Papiers an dieser Stelle zerstörten, Zweigen, in ähnlicher Weise, wie wir dies auf Taf. 6, Abb. b, und Taf. 7, Abb. b, vermuten. Dies darf aber nur als eine Möglichkeit herangezogen werden.

Soweit ersichtlich, sind beide Teppiche ganz ähnlicher, höchst einfacher Art, wohl nur Filze von naturfarbener Kamelwolle mit um den Rand genähter Einfassung von rotem Wollenstoff.

Die Vorzeichnung der weißgekleideten Gestalten, die vielleicht trotz ihrer Kleidung als manichäische Geistliche göttlichen Rang beanspruchen dürfen, ist mit roten Strichen ausgeführt.

Die Gesichter sind bis auf schwache Reste zerstört; ebenso das Haupthaar. Die Gestalt zur L., (vielleicht nur eine Begleitfigur) erhebt lehrend die l. Hand; beide Hände der anderen sind in den Ärmeln des Kleides verborgen.

Die zwei knieenden Menschen tragen ein braunes Obergewand mit dunklem Kragen, rotes Unterkleid und weiße Beinkleider — eine Tracht, die der noch heute in Ostturkistan üblichen ähnlich ist.

Beide scheinen große rotgebundene Bücher auf den verschränkten Armen zu tragen, aber die roten, rechte Winkel bildenden Linien auf dem Busen jedes dieser Männer können auch vielleicht bloß dazu dienen, die Arme hervorzuheben. Doch widerstreiten letzterer Ansicht die Reste an der rechten Schulter des vorderen Mannes, die stark an die Ecke eines Bucheinbands erinnern.

Wenn wir diese Szene ansehen wollen als eine Anbetung von Göttern oder als Predigt eines (zweier?) Apostels vor gewissen Gläubigen, so bleibt doch unerklärt die Darstellung in der oberen l. Ecke der Miniatur. Dort ragt nämlich eine große menschliche Hand vom Blattrand in den Bildspiegel hinein. Sie hält, mit Daumen und Zeigefinger, einen kreuzartigen Gegenstand über den Köpfen der knieenden Männer herab. Der Körper des Kreuzes ist eine Scheibe (die Sonne?); der vertikale Balken trägt am unteren Ende die Mondsichel (?) mit nach unten gekehrtem Ausschnitt. Der zur Hand gehörige Arm scheint mit einem roten Tuch (Ärmel?) verhüllt zu sein. Der mittelpersische Text bringt, soweit wir sehen, in den erhaltenen Stellen keine Erklärung des Bildes.

Abb. b.
Miniatur von einem beschädigten manichäischen Doppelbuchblatt

Kat.No. I B 8259 * Größe: 12,3×6,4 cm; Gr. des einzelnen Blattes: 19×14,7 cm * Fundort: Ruine α, Chotscho * Alter: 9. Jhdt. (?)

Unter den Funden, die dem Techniker der Expeditionen, Herrn Bartus, bei seinen Arbeiten in der Ruine α in Chotscho in die Hände fielen, befand sich auch ein mit der hier wiedergegebenen Miniatur geschmücktes, leider nur teilweise erhaltenes Doppelbuchblatt.

Beide Blätter enthalten mittelpersischen Text in manichäischen Lettern. Der Ductus der Schrift ist auf jedem der beiden Blätter ein anderer, auch ist die Schrift auf dem nichtilluminierten Blatt nicht, wie auf diesem, in Kolumnen geteilt. Die Buchstaben sind dort größer, der Text, bis auf die rotgeschriebene letzte Zeile der Vorderseite, *nur* in schwarzer Tinte geschrieben.

Wie die beiden Blätter im Buche angeordnet waren, kann nicht bestimmt werden, auch nicht die zwischen ihnen fehlende Anzahl von Blättern.

Die Schrift auf dem illuminierten Blatt ist mittelgroß; der Text ist in zwei übereinander geordneten Kolumnen niedergeschrieben. Die obere Kolumne ist bis auf eine Zeile zur Linken der Miniatur, die in roter Tinte, und die Reste von drei Zeilen zur Rechten, die in roter und schwarzer Tinte ausgeführt sind, zerstört.

Auf der (nicht abgebildeten) Rückseite ist auf dem stark zerstörten Unterrande des Blattes ein Rest von Bemalung (Blumen?) erhalten. Von der unteren Schriftkolumne sind erhalten: ein Rest der ersten Zeile in schwarzer Tinte, 6 etwas beschädigte Zeilen in roter Tinte, vier Zeilen in schwarzer Tinte, aber das erste Wort der ersten Zeile und das letzte Wort der letzten Zeile dieser Gruppe in roter Tinte. Darauf folgen noch zwei schlecht erhaltene Zeilen in schwarzer und die Reste von zwei Zeilen in roter Tinte.

Die Anordnung der oberen Kolumne ist wie folgt: Reste der 2 obersten Zeilen in roter Schrift, dann zwei Zeilen schwarze Schrift, auf die ein $1\frac{1}{2}$ cm breites Band mit einem zerstörten Titel in mit Gold und Farben reich illuminierter Zierschrift folgt; leider vermögen wir nicht ihn zu entziffern.

Daran schließen sich zwei Zeilen in Schwarz, sechs in Rot, sechs in Schwarz und sechs weitere in Rot. Der Spiegel der unteren Kolumne mißt 5,5 cm, der der oberen 5,2 cm.

Es werden diese Dinge erwähnt, um dem Leser einen Begriff zu geben von dem Fleiß und der Kunstfertigkeit der manichäischen Schreiber; freilich könnte nur die faksimilierte Herausgabe einer Reihe der schönsten und vollkommensten Texte einen Begriff geben von der großen Höhe, auf die die Angehörigen dieser Religion ihre Buchkunst schon früh gebracht haben. Sie waren durch ihre Leistungen in diesem Zweige des Kunstgewerbes im Altertum berühmt.

Die Miniatur nimmt den ganzen Schriftspiegel des oberen (linken) Teils der Vorderseite in einer Breite von 6,4 cm ein und greift auf den äußeren z. T. zerstörten Seitenrand über; das Bild stellt vielleicht eine Stifterfamilie vor ihren göttlichen oder wenigstens heiligen Lehrern dar.

Der Hintergrund zeigt das stets wiederkehrende dichte Ultramarinblau. Die Stiftergruppe besteht aus drei Männern (l.) und eben so vielen Frauen (r.). Alle tragen Kostüme, die wir von den uigurischen Wandgemälden kennen; was von diesen Kostümen iranisch oder türkisch, was etwa chinesisch ist, wissen wir nicht. Alle verschränken die verhüllten Unterarme auf der Brust, alle knieen auf zwei milchrosafarbenen, eng aneinander anstoßenden Teppichen mit einfacher Musterung.

Die Figur der Dame auf der äußersten Rechten ist recht schlecht erhalten; sie trägt ein blaßrosa Obergewand über einem anderen grünen Kleide.

Ein roh zugeschnittenes Stückchen Blattgold in der Gegend des r. Ohres deutet den Ohrschmuck an und bestätigt die schon anderwärts gemachte Erfahrung, daß man Goldblatt in beliebigen vorhandenen Stückchen aufklebte und ihm durch Auftragung pastoser Deckfarben die gewünschten Umrisse verlieh. Die Gliederung erfolgte dann in Farben, unter denen ein leuchtendes, durchsichtiges Rubinrot häufig wiederkehrt.

Das Haar ist in einen großen Bausch oder Chignon aufgebunden und wird von einem breiten, früher vergoldeten Kopfband(?) umgeben. Das Gesicht ist nur im Umriß erhalten.

Fast noch schlechter ist es um den Erhaltungszustand der nach l. folgenden weiblichen Figur bestellt, deren Kleidung im wesentlichen mit der der letzten Damenfigur übereinzustimmen scheint. Wir wenden uns daher gleich zu dieser.

Das Gewand, von rotem Stoff mit goldenem Kragen und Ärmelaufsatz, ähnelt dem der uigurischen Fürstinnen der Stifterfamilie im Tempel No. 9, Murtuq.[1] Abweichend von deren Haartracht ist aber der mächtige Kopfputz der hier dargestellten Dame. Er ist reich mit Gold verziert; ob es aber eine Flügelmütze ist, oder das mit eingeflochtenen Goldplättchen in diese Form geordnete Haar,[2] ist unsicher. Eine ähnliche Kopfbedeckung erscheint am abgerissenen Rande der Darstellung des *Bēma*-festes, Taf. 8b, Fig. a.

Die vorderste Person der Männergruppe trägt, goldgegürtet, einen langen kaftanartigen Rock aus rotem Stoff mit weiß-blaugrünem Blumenmuster. Der Bart ist in zwei Spitzen ausgezogen, das Kopfhaar fällt in bandartigen Strähnen herab. Das Haupt bedeckt eine rundliche, schwarze Mütze mit schwarzem Kinnband.

Der Mann weiter r. ist mit einem grünen, weißgeblümten Rock bekleidet, der jedoch links zwischen den Rockschößen das

---

[1] Vergl. *Chotscho*, Tafel 30, b. [2] In Ost-Iran pflegten vornehme Frauen goldene Ornamente in ihre Haare kunstvoll einzuflechten.

mit einem Querstreifen versehene hellfarbige Unterkleid zeigt, ähnlich wie es bei den Musikerfiguren der Miniatur Taf. 8a, Fig. b der Fall ist. Auf dem Kopf trägt er den seltsamen schwarzen Hut mit drei langen Vorsprüngen, den wir von vielen Bildern kennen. Er ist mit einem roten Band um das Kinn befestigt; ein violettes Kopftuch umfaßt die Seiten des Hutes von hinten und fällt auf den Rücken hinab. Auch er trägt einen goldenen Gürtel.

Dieselbe Tracht sehen wir an dem dritten Mann dieser Gruppe; die Bemalung scheint abgerieben oder abgesprungen zu sein.

Über (hinter) diesen gegenständigen Gruppen erhebt sich, aus einem zerstörten Untersatz (Lotusthron?, bekränzte Schüssel?) ein stilisierter Baum mit reichem Blütenschmuck, der nach oben in Rankenwerk ausläuft. Drei Hauptäste entsprießen der unsichtbaren Wurzel, von denen sich je einer nach r. und l. abzweigt und, in einer roten Blume endend, einem manichäischen Priester zum Sitze dient.

Der mittlere Ast strebt aufwärts und trägt mehrere Knospen und eine seltsame Blume mit großen goldenen Staubfäden; er endet in einer violettroten Blume mit grünem Fruchtboden, auf dem ein sonderbarer Aufbau erscheint. Ob der goldene Ring, der den grünen Fruchtboden begrenzt, zu der Blume gehört oder als Untersatz für einen (Klapp?)-Schemel mit gekreuzten Beinen zu erklären ist, wissen wir nicht, auch nicht, ob dieses eine Paar gekreuzter Beine einen zweiten Ring trägt, auf dem der seltsam geformte, mit einem roten Tuch verhängte Gegenstand (am Oberrand des Bildes) zu stehen scheint. Im Kontur bietet dieser rätselhafte Gegenstand einige Ähnlichkeit mit dem Aufbau auf dem Podium der Bema-Darstellung (Taf. 8b, Abb. a): sollte auch hier an den Lehrstuhl des Mani zu denken sein?

Der manichäische Geistliche l. trägt den gewöhnlichen Ornat der *electi*. Sein Haar und sein Bart sind braun.

Er sitzt auffälliger Weise in der nach persischer Auffassung weniger respektvollen *čār-zanū* Art (vergl. S. 50, Anm. 4), die bei den indischen Buddhadarstellungen indes die Regel ist; die Haltung der Hände und Arme deutet auf die Ausübung der Lehrtätigkeit, die eine der Pflichten der *electi* war. Leider ist der mit roten Lettern auf seiner Brust verzeichnete Name zum größten Teil abgesprungen; wir glauben noch die Lettern *awn//īš///* erkennen zu können.

Ihm gegenüber kniet, in ehrfurchtsvoller Stellung ein zweiter, schwarzhaariger *electus*, der ein Buch mit reichem Einband in Gold mit roter Umrandung in den Händen hält. Augenscheinlich liest diese, der anderen sichtbarlich im Range nachstehende Person, aus dem Buch heilige Texte vor, die jene auseinandersetzt.

Der Name auch dieses *electus* ist zerstört; er fing mit einem „*m*" an, dem einzigen Buchstaben, der deutlich zu lesen ist.

Abb. c. Illuminiertes Blatt aus einem manichäischen Buch in indischer Pothī-Form

Signum T III, 260 * Größe: 21,5 × 6 cm *

Fundort: Gang in Gebäude H, 3. Anlage, Murtuq (vergl. S. 33) Alter: 10. bis 11. Jhdt. (?)

Dieses merkwürdige Stück ist nur auf der vorderen (oberen) Seite illuminiert; es ist das oberste Blatt eines manichäischen Buches in indischer *pothī*-Form.[1] Dieses Buch ist (abgesehen von einigen ähnlichen dabei gefundenen einzelnen Blättern) das einzige Buch indischer Art, das unsere manichäische Sammlung enthält, aber *ganz sicher* manichäischen Inhalts. Die Anhänger Manis bevorzugten für ihre Bücher die westländischen Buchformen, nämlich die antike Rolle und besonders das noch heute bei uns übliche gebundene Buch.

Wenn man den oberen (nicht aufgefundenen) hölzernen Buchdeckel entfernte, fiel der Blick auf die mit Miniaturmalerei bedeckte Oberfläche des vorliegenden Blattes.

Das Bild stellt einen knieenden Geistlichen im weißen Ritual-Gewande unter einem buntblühenden Baume dar. Seine weiße Priestertiara (sie zeigt die seltenere, auf dem ofterwähnten Wandgemälde in Chotscho (Taf. 1, Abb. a) und auf dem Titel der Buchrolle, Tafel 3, vorkommende geschweifte Form!) hängt hinter ihm an einem Ast. Vor dem Geistlichen erhebt sich eine Art Altar, Pult oder Thron, auf dem die Gestalt eines grünen Vogels(?) undeutlich erscheint. Der Heilige kniet auf einem Teppich mit Wassermuster, der diesen Teil des Bildes nach unten abschließt; das rundliche Ende eines roten Tuches (?) mit gelblicher Einfassung hängt unterhalb der Knie über den Teppichrand herab.

---

[1] Die *pothī* war ein Bündel gleichmäßig zurechtgeschnittener schmaler Blätter, auf denen die indischen Buddhisten (und die Manichäer in diesem Falle) in der Richtung der Längsachse zu schreiben pflegten. Die Blätter waren gleichmäßig an einer Stelle, in späteren Büchern (zuweilen an zwei Stellen) durchbohrt; man legte sie zwischen zwei ebenso durchbohrte, etwas größere, oft profilierte Brettchen, führte eine lange Schnur durch die Durchbohrungen und wickelte sie, zur Sicherung, um das fertige Buch.

Unter dieser Darstellung erblickt man zwei knieende, weißgekleidete Gestalten *(electi* oder *electae)*, zwischen denen ein gedrehtes, hölzernes Weihrauchbecken steht (vergl. *Chotscho* Taf. 62, Abb. b); diese Gestalten, die Stifter des frommen Buches, knieen ebenfalls auf einem Teppich. Eine Zeile erloschener Schrift neben der l. Gestalt mag ein Abdruck von einem Blatt in manichäischer Schrift sein, das zufällig einmal dort aufgelegen hat; es scheinen manichäische Lettern in Spiegelschrift zu sein.

Die Miniatur macht einen späten Eindruck und muß schon den chinesisch abgewandelten Malereien jener Epoche zugerechnet werden.

Die Rückseite des Blattes enthält, in schwarzer und roter manichäischer Schrift und mitteltürkischer, von vielen indischen und iranischen Lehnwörtern durchsetzter Mönchs-Sprache, eine Anrufung an „meinen Vater Mani, den Buddha *(burχan)*."

Der Text des Buches dürfte ein Hymnus und zwar ein bekannter und beliebter Hymnus gewesen sein: unter den zusammen aufgefundenen Blättern zweier solcher Bücher tragen zwei dieselbe türkische Nummer. Der Hymnus war mithin in zwei Exemplaren am Fundort vertreten.

Abb. d, 1–3.
Drei Bruchstücke eines illuminierten Buches

Kat. No. I B 4962 * Größe: 1) 5×2,6 cm, 2) 3,3×2,1 cm, 3) 4,2×2,7 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 8.–9. Jhdt. (?)

Alle drei Bruchstücke stammen von demselben Buchblatt oder wenigstens aus demselben Buch. Es war wahrscheinlich ein Buch großen Formats; die auf der Rückseite von 1 und 2 erhaltene manichäische Schrift ist in großen Lettern geschrieben; in kleinen Büchern verwendete man meist kleine, sogar winzig kleine Schrift.

Bruchstück 1 zeigt auf mattblauem Hintergrund r. die Reste eines Blumenornaments, wie es auf 3 erhalten ist. Daneben l. den Kopf eines Mannes in braunem Mantel. Er trägt schwarzen Voll- und Schnurrbart und langes Nackenhaar, das unter einem seltsamen Hut herabfällt. Der Hut ist weiß und erinnert durch seine Form und den gelappten Rand an einen Blütenkelch.

Bruchstück 2 bringt einen weiblichen (?) Kopf mit Stirnlöckchen und weißem Hut ebenfalls merkwürdiger Form. Er besteht aus einem Kegel mit geschweiften seitlichen Fortsätzen, eine goldene Scheibe auf kurzem Untersatz krönt die Spitze.

Der Hintergrund wird von einer hellblauen, an den Rändern bogenartig ausgeschnittenen Fläche gebildet, an die früher andere, grün bemalte Flächen angegliedert waren. Den Außenrändern folgend, sind kleinere mondsichelartig geschweifte Gebilde mit dunklerem Blau auf die hellblaue Fläche aufgemalt; die Innenränder dieser kleinen Ornamente sind durch zackige Linien eingefaßt, ähnlich denjenigen, die in manchen islamischen Manuskripten die beschriebenen Flächen vom vergoldeten oder farbigen Hintergrund trennen. R. am Halse des Kopfes erscheint ein durch rote Striche gegliederter, zur Ornamentik(?) gehöriger Goldstreifen.

Bruchstück 3 enthält auf beiden Seiten nur Reste von Blumenornamenten.

TAFEL 8
Tafel 8a und 8b, Abb. a.
Beiderseitig illuminiertes manichäisches Buchblatt

Kat. No. I B 4979 * Größe: 25,2×12,4 cm (auf der beschädigten Außenseite des Blattes fehlen wahrscheinlich 2–3 cm; auch oben und unten sind größere Flächen abgerissen; wie groß diese Flächen waren, ist unsicher). * Fundort: Angeblich Ruine α Chotscho * Alter: 8.–9. Jdht. (?)

Dieses Buchblatt trägt die größten Miniaturen unserer manichäischen Sammlung. Es wurde auf der ersten Reise durch Dr. G. Huth türkischen Schatzgräbern abgekauft, die es, ihrer Angabe nach, auf Ruine α ausgegraben hatten. Sie brachten es in mehreren Stücken; vermutlich hatten sie selber das Blatt zerrissen, um für eine größere Anzahl von Fundstücken einige *dä-čän* („cash") mehr als Finderlohn zu erzielen. Auf der Vorderseite findet sich, am linken Rand dieser Seite, ein leider zerstörter Titel; vielleicht handelte der Band von den Festen der Manichäer im Uigurenreich.

Das Papier ist gelblichweiß und sehr fest; die Bilder sind mit Deckfarben aufgemalt, von denen das Blau das kostbare Ultramarin[1] zu sein scheint. Blattgold kommt in ziemlichen Mengen zur Verwendung; es ist weit weniger fein ausgeschlagen als das unsere und oft mit Farben, vorzugsweise mit schönem durchsichtigem Rubinrot, gegliedert.

[1] Das ausgewaschene, gepulverte Blau des Lasursteines (Lapis Lazuli). Der Stein findet sich in Persien, Badachschan, Turkistan, Tibet und China, sowie am Baikal-See in Sibirien. Vgl. übrigens T. H. Middleton, *Illuminated Manuscripts in Classical and Mediaeval Times*, Cambridge 1892, S. 240.

Die Art der Einordnung in das Buch, zu dem dies Blatt gehört hat, ist durch den auf seiner Innenseite erhaltenen Heft- oder Klebefalz bestimmbar; er befindet sich l. an der Vorderseite, r. an der Rückseite.

Die Vorderseite bringt, r. neben dem Falz, einen stark zerstörten Titel (1),[1] in manichäischer Zierschrift auf Ultramaringrund farbig und in Goldblatt ausgeführt, sowie zwei übereinander geordnete Kolumnen Text (2 u. 3) in mittelpersischer Sprache; einige türkische Wörter (Namen und Titel) kommen darin vor. Die Zeilen sind gruppenweise abwechselnd in schwarzer und in scharlachroter Tinte geschrieben.

Die Miniatur dürfte die Mitte des (unzerstörten) Blattes eingenommen haben; r. von ihr setzen sich die Kolumnen fort (4 und 6). Die untere Kolumne ist, nach der ersten Zeile, unterbrochen von einem schmalen ultramarinblauem Band mit Titel-Aufschrift in Zierbuchstaben (5).

TAFEL 8a, ABB. a. DIE MINIATUR DER VORDERSEITE. Über den Gegenstand der Darstellung wissen wir gar nichts und sind auf Mutmaßungen angewiesen; unseres Erachtens handelt es sich um eine feierliche Kirchenfunktion, etwa den Besuch des Uigurenkönigs beim Vorstand der manichäischen Kirche des Landes, vielleicht gar um die Niederlassung eines Mani-Apostels in Chotscho[2] oder um ein ähnliches für die Manichäer wichtiges Ereignis.

Das Bild, ganz auf prächtigem ultramarinblauen Hintergrund gemalt, zerfällt in einen oberen und einen unteren Teil oder richtiger in eine hintere und vordere Gruppe.

In der hinteren Gruppe erscheint als Hauptperson die große Gestalt eines hohen manichäischen Geistlichen im vollen Ornat, der berühmten „weißen Robe“, die in der Kniegegend in koptischer Art mit zwei weiß und blau bestickten, roten, quadratischen Zeugstücken verziert ist. Eine rote bestickte Schärpe, eine Art Stola, ist über Nacken, Schultern und Arme geworfen und fällt vom linken Handgelenk vorn herab. Der Kopf ist zerstört; man sieht nur noch die Enden eines doppelten schwarzen Spitzbartes und auf der l. Schulter eine Locke schwarzen Haares. Etwas Goldblatt auf der l. Schulter und dem Oberarm läßt auf goldene Stickerei oder dergl. schließen[3] — ob das ebendort erscheinende viereckige rote Stück Stoff ein den an der Kniegegend erscheinenden Aufsätzen analoger Schmuck oder ein Teil der Schärpe ist, läßt sich nicht genau erkennen. Erhalten ist ferner ein Rest des Nimbus; dieser Nimbusrest ist eine rot gemalte und durch feine Striche gegliederte Mondsichel. Die Nimben der höchsten manichäischen Würdenträger bestehen aus Darstellungen einer in ihrem unteren Teile von der Mondsichel eingefaßten Scheibe, die die Sonne versinnbildlicht. Nur in einem Bilde, nämlich dem großen Wandgemälde aus dem Manichäerbau in Chotscho (vergl. Taf. 1, Abb. a) sind die beiden großen Lichtkörper als wirkliche Gestirne ohne Konventionalisierung dargestellt; auf diesem Wandbilde erkennt man sofort, daß der Maler die beiden Himmelskörper darstellen wollte. Bei den Darstellungen der höheren Priester auf den übrigen Bildern dagegen ist die Sonnenscheibe nicht ohne weiteres als solche kenntlich; sie ist stilisiert und gleicht eher einer Blume mit großen, einen Punkt tragenden Petalen; auch wird sie in Blau oder Rot dargestellt, nicht in der, strahlendes Licht andeutenden weißen und hellcarminfarbenen Farbe der Sonnenscheibe des Nimbus auf jenem Wandgemälde. Bei den Nimben der höheren Priester ist auch der Mond stilisiert. Kurz, ohne die Bekanntschaft mit dem erwähnten Wandgemälde würde die Erkenntnis, daß die farbigen Nimben der höheren Priester Sonne und Mond darstellen sollen, sich kaum ergeben haben. Unsere Überzeugung, daß jenes Wandgemälde ein (traditionelles) Porträt des Religionsstifters selber sei, befestigt sich durch diese Feststellungen, denn es ist ganz verständlich, daß man dem Religionsstifter die beiden reinsten Lichtkörper, den höheren Geistlichen aber nur deren stilisierte Abbilder als kennzeichnendes Attribut zuteilte. Wer will, mag aber auch in diesen Mondhörnern Hörner von Tieren, symbolisch verwendet, erkennen.

Zu unserem Bilde zurückkehrend, bemerken wir, daß der Prälat auf den Knieen und Fersen zu sitzen scheint, in der heute noch in Ostturkistan üblichen, *du zanu* (p. = zwei Kniee) genannten vornehmeren Sitzart.[4] Als Unterlage dient ihm ein Teppich mit rotem, geblümtem Rautenmuster auf weißem Grunde, als Rückenstütze ein Aufbau von sechs rollenförmigen weißen, gelb betupften Kissen, über die eine weiße Schärpe herabhängt. Die linke, ungeschickt gemalte Hand, ist lehrend erhoben, mit der R. faßt er die r. Hand des in blau und goldener Rüstung erscheinenden Uigurenkönigs (?). Die Einzelheiten der Bewaffnung und Kleidung des Königs und seiner Ritter sind leider schwer zu erkennen. Der Fürst scheint eine blaue, z. T. vergoldete Rüstung, goldene oder vergoldete Armschienen und über einer blauen Helmbrünne einen vergoldeten Spangenhelm mit roter

[1] Titel und Textzeilen folgen unten in Transkription unter den in Klammern verzeichneten Nummern.

[2] Vergl. A. v. Le Coq, *Ein manichäisches Buchfragment aus Chotscho*, in *Festschrift für Vilhelm Thomsen*, Leipzig, Harrassowitz, 1912, S. 147, Blatt 1, Seite 2.

[3] Wenn das Goldblatt, was wahrscheinlicher, nicht zufällig von einem früher gegenüberliegenden Miniaturblatt dort haften geblieben ist.

[4] In der Weise des Buddha mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, gilt heutzutage dort für weniger höflich. Diese Sitzart wird „auf vier Knien (*čar zanu*) sitzen“ genannt.

innerer Kappe zu tragen; ein roter Mantel umschließt die Schultern. Den Kopf umgibt eine stumpfrötliche Aureole, in Form einer mit punktierten Blumenpetalen gegliederten Scheibe. Von seinen Rittern, die anbetend r. neben ihm stehen, sind der erste und der letzte durch grüne Aureolen ausgezeichnet; alle drei tragen ähnliche Helme, der letzte aber, scheint es, keinen Panzer. Vermutlich sind diese drei Personen königliche Prinzen. Alle vier Ritter tragen kleine Schnurrbärte und einen kleinen die Wangen leicht einrahmenden Spitzbart. Der Gesichtstypus mutet persisch an.

Zur L. des Prälaten knieen drei Personen auf einem rotgelblichen Teppich, der ein in dunklerem Gelbrot und Strohgelb ausgeführtes Blumenmuster zeigt. Die beiden Figuren r. tragen die weiße Robe der manichäischen Religiosen, in deren Falten die Hände sittegemäß achtungsvoll verborgen werden. Auch hier sind die Köpfe zerstört, nur die in der Mitte geteilten Vollbärte mit Resten von Haarlocken sind erhalten. Der erste Priester r. hatte schwarzes, der zweite braunes Haar. Ersterer hatte vielleicht (?) einen roten Nimbus.

Vermutungsweise sei hinzugefügt, daß der Prälat vielleicht den Rang eines *episcopus* (mp. *'ispasag)*, die beiden anderen Weißgekleideten den von (dem *episcopus* untergeordneten) *presbyteroi (maḥistagān)* bekleideten.

Die letzte Person der Reihe ist ein in reiche nicht-rituelle Gewänder gekleideter Mann mit schwarzem Vollbart, goldenen Ohrgehängen und weißem Kopftuch. Er trägt einen roten Nimbus. Seine Kleidung besteht in einem grünen Obergewande und mattrötlichem, blau gegürtetem Untergewand. Die Ärmel eines Hemdes aus Goldbrokat (?) verbergen die auf der Brust zusammengelegten Arme und Hände. In dieser Figur glauben wir einen hohen Laien-Beamten erkennen zu dürfen.

Machte nun auch diese hintere Gruppe durch die „Weißgekleideten" den Eindruck des Manichäertums, den die Betrachtung der auf dieser Seite stehenden Aufschriften und der auf der Miniatur der Rückseite erscheinenden Manichäer mit ihren persischen und syro-persischen Namen noch verstärkte, so wurde dieser Eindruck abgeschwächt und selbst aufgehoben durch ein Studium der vorderen Gruppe, deren Figuren z. T. ganz unmanichäisch sind; die Auffindung grade dieser Miniatur hat daher F. W. K. Müller längere Zeit davon zurückgehalten, mit seiner Erkenntnis hervorzutreten, daß die in dem hier benutzten Alphabet geschriebenen Texte und die zugehörigen Miniaturen Reste der lange verschollenen manichäischen Literatur sein müßten.

Denn den Mittelpunkt dieser vorderen Gruppe bilden die Figuren dreier Hindu-Götter, von denen einer, Gaṇeśa, sofort und ohne Möglichkeit eines Irrtums, erkennbar ist. Die zweite, eberköpfige Gottheit und die dritte sind schwer zu bestimmen; nach einer zeitlich weit zurückliegenden mündlichen Äußerung A. Grünwedels[1] dürfte man bei der letzteren vielleicht an Varuṇa denken. Neben den drei Hindu-Göttern kniet ganz links eine noch unbestimmbare, wahrscheinlich manichäische, Gottheit. Alle vier benutzen einen hochgelben Teppich mit in roten Linien gegliedertem Ranken- und Blumenmuster. Rechts von Gaṇeśa knieen in derselben Stellung zwei andere, augenscheinlich iranisch-manichäische Götterfiguren auf einem ähnlichen Teppich, dessen Muster in weißen Linien auf einem Grund von zwei Schattierungen bläulich-violetter Farbe ausgeführt sind.

Unter diesen zwei Göttern erblickt man eine rundliche rotgemalte Scheibe (Aureole ?), deren Bedeutung unsicher ist. Unterhalb der indischen Gottheiten ist leider das Blatt stark zerstört. Wir erkennen aber noch deutlich fünf große grüne Blumen mit roten oder rötlichen, weiß eingefaßten Fruchtböden, darunter, undeutlich, ein längliches rotes Gebilde mit goldener, durch rote konzentrische Linien gegliederter Mitte (rote Blume mit goldenem Fruchtboden ?) und darunter eine Reihe von Enten; leider sind nur drei, und diese nur teilweise, erhalten. Ganz rechts nämlich der Rumpf eines solchen Vogels mit blauem Rücken, weißem, rötlich quergestreiftem Flügel, hellgrüner Seite und rötlichem Bauch (der Kopf ist zerstört, aber der Schnabel r. noch wohl zu erkennen), darauf, nach links, vor einer rötlichen Scheibe, Kopf, Brust und Teil der Seite einer anderen Ente, weiter nach links endlich der Kopf der dritten.

Es will fast erscheinen, als habe hier auf einem Untergestell in Form eines buddhistischen Lotusthrones, ein großes, mit Blumen und sich tummelnden Enten gefülltes Wasserbecken gestanden: die mit Goldblatt belegte Partie erinnert wenigstens lebhaft an die bei den Buddhisten häufigen, buntbemalten Lotusthrone.

BESCHREIBUNG DER GÖTTER. In der Mitte des Bildes kniet, als erste Figur der größeren Göttergruppe, Gaṇeśa. Er ist fleischfarben dargestellt, die Unterseite des Rüssels am Ansatz weiß und mit schwarzen Querstrichen gegliedert. Er trägt eine weiße Kopfbinde mit goldenen, früher mit Arabesken in roter Farbe verzierten Schmuckscheiben. Goldschmuck ziert

---

[1] Die späteren Äußerungen Grünwedels in *Alt-Kutscha,* S. I. 81 ff. vermag ich mir nicht zu eigen zu machen. Auch zeigt ein Vergleich der von ihm nachgezeichneten, dort gegebenen Abbildungen mit den hier faksimilierten Originalen öfters unerwartete Abweichungen in ersteren.

Hals und Oberarm. Als Kleidung dient ihm ein grüner, am Unterrand goldgesäumter Hüftschurz und ein blauer, von der l. Schulter zur r. Hüfte fallender Überwurf. Eine flache goldene Schale, mit roten Linien verziert, trägt er in der l. Hand. Sein Nimbus ist dunkelgrün. Neben ihm, links, kniet mit wallendem grünen Haar ein Gott mit einem Eberkopf, das Haupt vom roten Nimbus umgeben. Um den Hals trägt er ein vorn in einen Knoten geschürztes grünes Tuch; ein blaues, goldgesäumtes Hüftentuch bedeckt die Oberschenkel zur Hälfte. Goldene Ohrpflöcke und Armringe, sowie ein Halsband aus demselben Metall bilden den Schmuck. Die zur Brust erhobene Linke trägt ein Bündel grüner Grashalme oder Pflanzenstengel(?), dessen Bedeutung wir nicht zu erklären vermögen; an das *barsom* genannte Zweigbündel der Magi zu denken, erscheint trotz des synkretistischen Charakters der Mani-Religion gewagt.

Die dritte der Hindugottheiten erscheint als Brahmane mit blauem Überwurf und grünem Schurz. Bart und Kopfhaare sind blau; letztere sind in einen hohen Schopf zusammengefaßt und mit einem carminroten, vorn dreizipfelig geknüpften Kopftuch umwunden. Auch der Nimbus ist carminrot. Die r. Hand ist erhoben, die l. trägt eine goldene Schale.

Andersgeartet ist die Gestalt der letzten Figur dieser Gruppe, die wohl eine manichäische Gottheit darstellt. Sie trägt einen weißen Turban mit goldenen, früher mit roten Linienornamenten verzierten Schmuckscheiben, die ziemlich stark zerstört sind. Das in langen zierlichen Ringellocken herabfallende Haar und die zusammengewachsenen Brauen verleihen dem Kopf etwas Weibisches; indessen scheinen ein feiner Schnurrbart und zwei spitze Bartlöckchen am Kinn das Geschlecht der Figur als männlich festzulegen. Auf der Stirn erscheint ein vertikal gestelltes, drittes Auge.

Die Art der Kleidung ist infolge der schlechten Erhaltung des Fragments nicht deutlich zu erkennen. Aber sie scheint ein blaues langärmeliges Untergewand mit grünem Gurt zu sein, darüber ein kurzärmeliges rotes Jäckchen mit Goldeinfassung. Die Ohrgehänge sind stark zerstört, sie scheinen aus hellgrünen Scheiben an goldenen Kettchen oder dergl. bestanden zu haben. Die l. Hand trägt einen goldenen Stab oder ein Szepter mit goldenem Scheibenaufsatz, während aus der R. der nach r. verlaufende Zipfel einer scharlachroten Schärpe hervorragt. Der Gegenstand, der auf Grünwedels Zeichnung (*Alt-Kutscha*, Fig. 71) phallusartig von ihrer Hand nach unten hin ausgeht, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden und wurde dem Auge des Zeichners durch einige suggestive Linien des Teppichmusters vorgetäuscht. Der Nimbus ist gelblich-carminrot. Welche Gottheit durch diese Figur dargestellt wird, vermögen wir nicht anzugeben.

Die Zugehörigkeit der zuletzt beschriebenen Gottheit zur iranischen Mythologie könnte allenfalls bezweifelt werden. Mit größerer Sicherheit glauben wir die zwei Gottheiten der Gruppe rechts dieser Mythologie zuschreiben zu dürfen. Beides sind engelartige geflügelte Wesen. Am besten erhalten ist der Gott zur Rechten. Er trägt ein bis zum blauen Gurte ziegelrotes kurzärmeliges Obergewand: unterhalb des Gurtes erscheint es weißlich carminrot. Das lange hemdartige Untergewand lichtgrüner Farbe wird an den Knieen und Ärmeln sichtbar; ein sehr breiter goldener Halsschmuck umgibt den Nacken. Vom Rücken gehen goldene, mit vertikalen roten Linien gegliederte Engelsfittiche aus. Der Kopf trägt einen mattcarminroten Nimbus; das Gesicht ist stark zerstört und fällt durch die hohen Augenbrauen auf. Merkwürdig ist auch die Haartracht. Augenscheinlich ist ein Teil des Haupthaares in zwei kleeblattförmige, aufrechtstehende Wülste geordnet; feine Ringellocken scheinen vor und hinter den Ohren auf Schulter und Brust herabzufallen.[1]

Nach r. hin glauben wir Reste von Darstellungen gelbblühender Bäume sowie, weiter unten, einen Teil eines blauen Nimbus(?) zu erkennen, der in der Form dem roten Gegenstand unterhalb der letztbeschriebenen Figur ähnelt.

Reste von horizontalen Streifen von Gold, Blau und Grün sind ferner an dieser Stelle erhalten.

Die letzte Figur der zweiten Gruppe endlich ist mit einem roten Nimbus versehen und trägt die bekannte Kopfbedeckung der Manichäer-Fürsten, die wir von den Wandgemälden kennen und die eine gewisse Ähnlichkeit mit einer der Kronen Alt-Ägyptens hat. Das Haar ist in der Mitte gescheitelt und fällt an den Seiten des Gesichts in schweren Massen herab. Das Gesicht ist auffallend weiß mit weißcarminroten Bäckchen. Diese Figur trägt eine bräunlichrote Gewandung mit breitem Goldkragen oder Halsband, die Arme sind augenscheinlich in ungewöhnlicher Weise verschränkt, die Hände ehrerbietig verhüllt. Nur der l. Flügel ist sichtbar; die Art, in der rote Linien auf der Blattgoldfläche die Federn darstellen, ist nicht mehr genau zu erkennen

Augenscheinlich haben wir es hier mit himmlischen Boten, jedenfalls mit untergeordneten Gottheiten zu tun. Mit den l. sitzenden Göttern Gleichgestellte würden kaum die Hände verbergen müssen.

---

[1] An der Seite der zerstörten rechten Wange und am zerstörten rechten Flügelteil sieht man die Vorzeichnung in mattrosafarbigen Strichen; sie erlaubt noch die Form des Ohrschmuckes zu erkennen.

DER TEXT AUF DER VORDERSEITE.

1: Titel; in Zierbuchstaben: unleserlich

2: Erste (untere) Kolumne l. von der Miniatur.

rot
1. //////////////// aaγḍḍïï • 'imišan
2. /// /.//..//////// ['i]štabišn ud
3. /// ////,/.//////// k/q /and ẅo rošn
4. ///////////////////m 'imišan

schwarz
5. ///////////////////////k/q /rbgii ayad
6. ///////////////////////// /*ail (il ?)*
7. /////////////////////// tuẓak
8. ///////-////////////////ïgan • χšang

3: Zweite (obere) Kolumne l. von der Miniatur.

rot
1. ḥr vispan z//////////////////////
2. •• •• ḥm ///////////// ////////
3. *äsänčor čigšii*[1] • a/////////////////
4. *tiräg sng frn • mukak* (m°käk ?) ////////

schwarz
5. *čačqïz • öz äḍgü • noš* ///////////
6. *maχ • munda tur • frn qu*////,/ ///,/,/
7. *χumar • čor • χumar • frn a̤γ*///////////
8. *a̤rslan sängün • süḍü* (suiḍu ?) *sng[ün]* //////////

4: Erste (untere) Kolumne r. v. d. Miniatur.

schwarz 9. ///////////////////šadii ziwand

5: Schmale blaue Fläche mit Zierschrift: nzwdan

6: Zweite (obere) Kolumne r. von der Miniatur.

schwarz 11. ////////////////k / gan pdkar 'i wḥmn
rot 12. ////////////////an 'i waχš yoždḥr 'i
„ 13. ///////////////waḥarigan pd sr 'iṭ
„ 14. ////////////////čin • *yṳrüng q[umar]*
„ 15. ////////////////*q[u]ṭ* /////,///////

Linke Kolonne, unten.

rot 1. ///////////////////////// *küsä[nč]*
„ 2. ///////////////////////////// *tü[zün]*
„ 3. /////////////////////// *ng[ošakanč]*

TAFEL 8b. ABB. a, DIE MINIATUR DER RÜCKSEITE. Diese Miniatur ist das einzige der hier wiedergegebenen Bilder, dessen Erklärung wir, wenigstens vermutungsweise, geben zu können glauben. Wieder wird eine kirchliche Feier dargestellt, wahrscheinlich die alljährlich im Frühjahr wiederkehrende Erinnerungsfeier an den Märtyrertod des Mani im Jahre 273 n. Chr.[2]

Dieses Fest wurde von den abendländischen Manichäern:

„*bema* (βημα d. i. *suggestus, tribunal, cathedra)* genannt, weil es zum Andenken an den göttlichen Lehrer gefeiert wurde: daß „er noch immer als der die Gemeinde regierende, an der Spize des Ganzen stehende Lehrer, dessen Stelle kein Anderer ein- „nehmen durfte, gedacht werde, sollte der prächtig geschmükte, mit kostbaren Tüchern verhüllte, aber leer stehende Lehr- „stuhl (das *tribunal*, wie Augustin den Ausdruck *bema* erklärt) symbolisch versinnlichen. Die fünf Stufen, die zu dem Lehrstuhl „hinaufführten, hält Neander für ein Symbol der fünf reinen Elemente. Man sieht aber nicht, welche Bedeutung die fünf

[1] Die vorkommenden Titel und Namen sind in kursiver Schrift gedruckt.

[2] Für die Feststellung dieses Datums vergl. A. v. Le Coq, *Manichaica I*, Anh. Abh. d. Kgl. Pr. Ak. d. W. 1911, Berlin 1912, S. 12 und Anm. 16, S. 39.

„Elemente hier haben sollen, außer etwa, sofern ihnen fünf Regionen und Abstufungen des Lichtreichs entsprachen. Die Be-„deutung dieser fünf Stufen ergiebt sich nach meiner Ansicht klar aus . . . Augustin's *De haeres.*, in welcher Augustin die „Stufen der manichäischen Hierarchie so angibt: die *Magistri* weihen die Bischöfe, die Bischöfe die Presbyter, die Bischöfe „selbst haben noch Diaconen zur Seite, die Uebrigen sind *Electi*. Hier haben wir deutlich die fünf Stufen, die zu der *cathedra* „des Einen höchsten Lehrers hinaufführten, der als *medius solis et lunae*, das Haupt des ganzen sichtbaren Körpers war und „zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt vermittelnd stund. Das *bema* wurde, wie wir aus der angeführten Stelle sehen, „im Frühjahr, zur Zeit des christlichen Osterfestes gefeiert. Noch bestimmter sagt Augustin *Contra Faust.* XVIII, 5, daß es im „Monat März sehr festlich begangen wurde. . . . . Es kann dies den historischen Grund haben, daß in dieser Zeit Manes als „Märtyrer starb. Man wird aber leicht versucht, wenigstens neben der historischen Veranlassung auch noch eine astronomische „Beziehung zu vermuthen, und es ließe sich wohl denken, daß den Manichäern der Zeitpunkt, in welchem die Sonne ihre „Bahn durch den Thierkreis, und ihr im Laufe des Sonnenjahrs zu vollbringendes Läuterungsgeschäft aufs neue begann, „ein besonders heiliger, das Andenken an ihren Meister sehr bedeutungsvoll erweckender war."

Also erwähnt Ferd. Chr. Baur[1] dieses wichtige Fest der Manichäer. Die Miniatur scheint ihm Recht geben zu wollen mit seiner Deutung der „fünf Stufen": auf der Miniatur fehlt die Darstellung von *Stufen*.

Die Mitte des Bildes zeigt, auf blauem Grunde, ein hölzernes (?) Podium mit rotem Paneelwerk und blauen, eine weiße Linienzeichnung (Blume) tragenden Füllungen. Dies Podium steht auf einem violetten Teppich mit weißer Musterung; ein anderer grüner Teppich mit gelb und dunkelgrünem Linienmuster ist auf ihm ausgebreitet und trägt einen, durch ein faltig herabhängendes dunkelrötliches Tuch mit blauem Blumenmuster verhängten Gegenstand, vielleicht die erwähnte *cathedra*. R. erscheint eine horizontale, blaue, weiß gemusterte Fläche unbekannter Bedeutung auf dem Tuch; noch weiter R. erblickt man einen Teil der blauen Grundierung, des violetten Teppichs und etwas Goldblatt und Weiß auf einem zerstörten Gegenstand. Zwei rote goldverbrämte Bänder, vielleicht zu einem Baldachin gehörig, hängen r. und l. neben dem Podium herab. Unmittelbar vor dem Podium steht eine goldene Schale mit drei Füßen, auf der drei Lagen Früchte dargeboten werden; in der untersten Lage gelbe Melonen, in der mittleren Trauben, in der obersten eine grüne Melone (?), lauter Früchte, die nach der Anschauung der Manichäer reich an Lichtteilen waren. Weiter vorn steht ein roter Tisch, dessen Platte mit einem Blumenmuster verziert ist, auf einem weißen Teppich mit Rautenornament. Die Gegenstände auf dem Tisch möchten wir als Weizenbrote deuten; sie haben die Gestalt der Sonnen-Scheibe mit darumgelegter Mondsichel. Gaben von „reinen" Früchten und von „reinem" Weizenbrot mußten von den *auditores* den *electi* zu deren Erhaltung geliefert werden. Dadurch, daß diese die Lebensmittel verzehrten, nahmen sie die darin enthaltenen Lichtteilchen auf und trennten sie von der Materie, die ausgestoßen wurde — ein seltsamer Glaube, der den späteren, den manichäischen Anschauungen nahestehenden Katharern ihren Namen verlieh. Hier werden diese Dinge also als Tribut der *auditores* zu betrachten sein.

Vor dem Tisch scheint noch ein Holzschemel oder dergl. gestanden zu haben, neben dem nach l. eine goldene Schale mit weiß und gelblichen Blumen z. T. noch erkennbar ist. Nach r. dagegen, neben dem Tisch, sieht man noch den oberen Teil einer prachtvollen goldenen Kanne sassanidischer Form. Ähnliche übernommene Formen finden sich bei chinesischen Metallgefäßen.

Links vom Tisch erblicken wir, in knieender Stellung in weißer ritueller Kleidung, den amtierenden Geistlichen (Vorbeter oder Vorsänger) der Gemeinde. Sein Haar ist von bräunlicher Farbe, auf dem Haupt trägt er die Tiara eines bestimmten Grades der manichäischen Hierarchie. Augenscheinlich besteht diese Kopfbedeckung aus einem aus Draht oder dergl. zurechtgebogenen, mit einem Streifen weißer Leinwand bezogenen Gestell. Sie wird auf dem Scheitel getragen. In den Händen hält der Geistliche ein prächtig in Rot und Gold gebundenes Buch; der Deckel scheint an den Rändern mit Einlagen in grünem und weißem Elfenbein (oder Knochen) verziert zu sein, ist also vielleicht als aus Holz gefertigt zu denken. In roter manichäischer Schrift ist der Name des Priesters auf sein Gewand geschrieben — wir erkennen mühsam und vielleicht unrichtig die Worte: *[M?]ani yišo' kšṭr* (lies *χueštar?*). Vor ihm und nach links knieen noch zwei Mönche, die jeder ein Buch auf die Kniee stützen; der Name des ersten lautet *Rdn [f]rzind r/sii(?)*. Beide knieen auf einem rotbräunlichen Teppich mit gelber Musterung. Weiter nach vorn ist der dort erscheinende Teil des Teppichs entfärbt, wie überhaupt das Bild hier stark gelitten hat.

Hinter dem Haupt des Vorsängers ist, auf dem Boden ausgebreitet, ein Teppich sichtbar. Er hat einen violetten Rand mit

[1] *Das Manichäische Religionssystem*, Tübingen 1831, S. 303.

Zickzackmuster in weiß und dunkelviolett; der Teppich selbst ist grün mit Musterung in dunkelgrün und gelb. Bei allen Teppichen zeigt sich große Einfachheit der Ornamentik (Rauten, Ranken und stilisierte Blumen).

Rechts vom Podium thront die Hauptperson des Bildes, der in größeren Ausmaßen gezeichnete Oberpriester. Er ist ein Greis mit schneeigem Haupt- und Barthaar, aber rosiger Gesichtsfarbe (auch die anderen Geistlichen erscheinen keineswegs als *exsangues corporibus)*. Sein Ritualgewand entspricht ungefähr dem des Oberpriesters auf der umstehenden Miniatur, doch scheint es höheren Rang zu bekunden. So ist die stolaartige Schärpe aus Goldstoff, und der Nimbus zeigt die Sonnenscheibe zwar stilisiert und in blauer Farbe, den Mond aber, wenngleich ebenfalls stilisiert, in Gold. Das r. neben dem Greis herabhängende Schmuckband dürfte noch zu dem erwähnten Baldachin gehören und einem anderen ähnlichen aber zerstörten Bande weiter links vom Podium entsprechen.

Der Sitz des Greises ist ein rechteckiger Thron ohne Rückenlehne und ohne Kissen; es scheint ein mit einem roten Tuch verhängtes Holzgestell zu sein, auf dem ein weißer Teppich mit einfachem, Blumen enthaltenden Rautenmuster grauer (silberner?) Farbe ausgebreitet ist. Der Thron steht auf einem grünen, ähnlich in Gelb und Dunkelgrün gemusterten Teppich. Vorn, in der Mitte, hebt sich die Tiara eines zerstörten, zur dritten Figurenreihe gehörigen Geistlichen von dem roten Behang des Thrones ab; von seinem Namen sieht man nur, links daneben, auf dem blauen Grund den roten Anfangsbuchstaben š.

Merkwürdig ist der eigentümliche, wulstige, mit etwas Gelb schattierte Faltenwurf des auf dem Teppich drapierten Kleidersaumes.

Zur Rechten dieses Würdenträgers knieen, in Gruppen hinter (über) einander angeordnet, vier Reihen von Geistlichen verschiedenen Ranges. Die oberste Reihe umfaßt vier Personen im weißen Manichäergewand, von denen der erste, gleich R. an der Schulter des großen Geistlichen, einen roten, sein Nachbar zur R. einen grünen Nimbus trägt. Sie benutzen einen blauen weißgemusterten, mit schwarzen Linien eingefaßten Teppich.

Die vor ihnen knieenden vier Personen tragen den gewöhnlichen Ornat der manichäischen Geistlichen und, auf der Brust, ihre Namen; wir lesen, mit der Person am Heftfalz beginnend 1) *[Y]awụḍ Yawχ*, (?) 2) (der Name des zweiten, braunhaarigen Priesters ist zerstört), 3) *Šḥriar puḥr*, 4) *[R]aimst Yzd* — die beiden letzten also rein persische Namen.

Die dritte Reihe ist stark zerstört; sie scheint mehr als vier Personen umfaßt und sich bis vor die Mitte des Thrones erstreckt zu haben. Der erste Kopf ist ganz zerstört, der des zweiten Geistlichen der Reihe zum großen Teil; er scheint einen eigentümlichen, hutartig gewundenen Turban, wie er bei der dritten Person erhalten ist, getragen zu haben. Der nach l. folgende Geistliche trug die gewöhnliche Tiara der Geistlichkeit dieser Religionsgesellschaft.

Sehr merkwürdig sind die beiden, kleiner dargestellten Figuren der untersten (vordersten) Reihe: sie tragen konische, an den vier Seiten augenscheinlich flachgedrückte hohe Kappen *schwarzer* Farbe mit braunrötlichen, über das schwarze Haar herabfallenden Nackenfortsätzen, sowie, merkwürdiger Weise, goldene Gürtel — eine prunkende Zier, die bei diesen durchaus asketisch gerichteten Gläubigen befremden muß. Sind diese kleiner dargestellten Schwarzmützigen etwa *auditores* im für die größten Feierlichkeiten bestimmten Festgewand?

Links vom Podium erscheinen in etwas veränderter Anordnung ebenfalls mehrere (drei?) Reihen von Geistlichen. Nächst dem Podium kniet, stark zerstört, die Gestalt eines weißgekleideten Priesters auf einem rötlichen Teppich mit Rautenmuster, ein violetter Teppich schließt sich nach links an diesen und darauf sieht man noch die Kniee einer einzelnen Person (oder zweier Personen?). Vor dieser zerstörten Gruppe knieen wieder, der Gegenseite entsprechend, vier Männer im gewöhnlichen manichäischen Ornat mit der hohen weißen Tiara[1] (die schwarzen Linien der Umriß-Gliederung sind etwas verwischt!). Die erste Figur der Gruppe (ganz zur R.) trägt einen erloschenen Namen auf der Brust, die der zwei folgenden sind leicht zu lesen. Die Namen lauten, der Reihe nach *Rdn χwrχšid*, *Ram frzind* und, endlich wieder undeutlich, ... *murwah* (?) — also persische Namen.

Ganz am Rande, links, unterhalb der beschriebenen Gruppe ist noch ein Kopf erhalten, der den weißen hutartigen Turban trägt, den wir bei der entsprechenden Reihe der Gegenseite gefunden haben.

Etwas niederer und daher nicht als mit diesem einzelnen Kopf in einer Reihe zu denken, sind die Reste von Kopfbedeckungen von Laienpersonen hohen Ranges, wohl Frauen, sichtbar — eine oder die andere dieser Personen scheinen durch rote Aureolen ausgezeichnet zu sein.

---

[1] Auf den ersten Blick scheinen die Männer dieser Reihe große weiße Turbane rundlicher Form zu tragen. Genauere Betrachtung lehrt aber, daß dies nicht der Fall, sondern daß sie die hohe Tiara der rechts gegenübersitzenden Gruppe tragen: die Kniee der hinten gruppierten Geistlichen rufen den irrigen Eindruck hervor.

Wenn man auf diesem Bilde nach den von Baur erwähnten und symbolisch erklärten „fünf Stufen" sucht, so fehlen sie sicherlich an dem Gestell des Podiums. Glaubt man sie in den Reihen der Personen wiederzuerkennen, so kommen nur die vier Gruppen R. vom Hohenpriester mit diesem zusammen in Betracht.

Denn nach unseren Texten gab es folgende fünf Rangstufen:

ḥamōčāg	= *magister*	= Lehrer
'ispasag	= *episcopus*	= Dienender
maḥistag	= *presbyter*	= Verwaltender
χrōḥχvān	= *electus*	= Wahrhaftiger
niyōšāg	= *auditor*	= Zuhörer

Wenn wir nun den Greis als *ḥamōčāg* betrachten, so haben wir in den vier Gruppen Vertreter der Rangstufen *episcopus*, *presbyter*, *electus* und *auditor* und somit könnte die von Baur gegebene Erklärung der „fünf Stufen" wohl zu Recht bestehen.

In der Person des den König auf der Miniatur der Vorderseite begrüßenden Geistlichen vermuten wir einen *episcopus* zu erkennen; sein Gewand ist weniger reich als das des Hohenpriesters auf der Bema-Darstellung, entspricht aber keineswegs den einfachen Priesterroben der obersten, nach unserer Annahme etwa die *episcopi* darstellenden Geistlichen. Vielleicht darf man besondere Fest-Ornate für jede der höheren Rangstufen annehmen, wenn ein ihr angehöriger Priester zugleich der höchste Geistliche einer bestimmten Gemeinde war. Vielleicht spielt sich der Besuch des Königs in Chotscho, die Feier des Bema aber in einer anderen Zeit oder an einem anderen Ort, etwa in Babylon, dem Rom der Manichäergemeinde, ab. Aber auch gegen diese Vermutung können, wie gegen die anderen, gewichtige Bedenken erhoben werden.

Tafel 8a und 8b, Abb. b.
Illuminiertes Blatt aus einem Buch[1]

Kat. No. I B 6368 * Größe: 11,2 × 17,2 cm * Fundort: Nordgewölbe, Ruine K, Chotscho * Alter: 8.—9. Jhdt.

Augenscheinlich war dieses Blatt das Titel- oder Schlußblatt eines in westländischer Weise gebundenen Buches; das Format war vielleicht Großoktav und dann soviel Raum ein als jetzt die Zusammenlegung von Vorder- und Rückseite ergeben würde.

TAF. 8b, ABB. b. DIE VORDERSEITE ist bis auf einen schmalen Streifen Text (No. I)[2] in spätsoghdischer (uigurischer) Schrift ganz mit einem Miniaturbild auf ultramarinblauem Hintergrund bedeckt. Der Schriftstreifen teilt das Bild in zwei Teile. Zur Linken erscheinen zwei übereinandergeordnete Reihen manichäischer Priester in der Ritualkleidung einer bestimmten Rangstufe ihrer Hierarchie. Die Tiara zeigt auf allen diesen Miniaturen eine hohe, der schwarzen Priestermütze der orientalischen Christen nicht unähnliche Form. Jene Form der Mütze, die (der vermeintliche) Mani und seine Begleiter auf dem öfter erwähnten Wandgemälde (Taf. 1 Abb. a) tragen, und von der eine auch das Banner auf dem Titel der Buchrolle (Taf. 4) ziert, kommt auffallenderweise auf den Miniaturbildern dieser Sammlung nur noch bei der späten Miniatur auf Taf. 7, Abb. c vor, ist also vielleicht eine späte Form.

Das schwarze Haar ist bei allen in derselben Weise angeordnet; die Barttracht zeigt einige Verschiedenheiten. Jeder der sechs Geistlichen dieser Reihen kniet vor einem niederen Pult, das mit farbigen Decken verhängt ist; auf jedem Pult liegt eine farbige, z. T. vergoldete Schreibmappe mit einem die senkrechten Einfassungslinien der Zeilen aufweisenden Bogen weißen Papiers. Manche der Priester halten, was nur eine Nachlässigkeit des Illuminators sein wird, ihre Feder in der l. oder gar eine in jeder Hand; manche halten keine Feder, sondern legen die geschlossenen Hände auf den Rand des Papiers. Vielleicht sind die roten die Federn darstellenden Striche aber nur zerstört.

R. und l. von der mittleren Gestalt der oberen Reihe erheben sich die dünnen, früher mit Blattgold belegten, einmal gegabelten Stämme zweier Bäume, deren Kronen, große Blumen tragend, das Bild nach oben abschließen. Eine große rote Weintraube, deren Ranken im Laub des Baumes verschwinden, hängt auf den Rand des Schriftstreifens herab. Die Seite r. von dem Schriftstreifen ist stark beschädigt und man kann nicht angeben, ob und wieviele solcher Streifen, mit umgebender Malerei, hier abgerissen sind.

---

[1] Dieses Blatt ist bereits in *Chotscho* (Tafel 5), farbig faksimiliert worden, außerdem findet sich dasselbe Faksimile auf einem Blatt, das die Reichsdruckerei im Jahre 1908 mit kurzer Erläuterung und mit einer Probe des Druckes in unseren uigurischen Lettern herausgegeben hat. Endlich ist eine Wiedergabe in Schwarz erschienen in A. v. Le Coq, *Ein christliches und ein manichäisches Ms.-Fragment*, in Sitzber. Kgl. Pr. Ak. d. Wiss., 1909, XLVIII.

[2] Die verschiedenen Kolumnen Text werden weiter unten in Transkription und Übersetzung aufgeführt. Die in Klammern beigefügten Nummern dienen zu ihrer Ermittelung.

Der Oberteil der r. Seite des Blattes zeigt die Reste einer ähnlichen Reihe schreibender *electi* mit einer ähnlichen Baumgruppe; im Laubwerk des ersten Baumes erblickt man die mit etwas Blattgold belegte Gestalt eines Vogels. Die untere Reihe der r. Seite ist zerstört; sie enthielt nicht die Gestalten von Priestern, sondern, wie der merkwürdige, mit einer roten Schärpe umwundene Hut verrät, eine ganz anders geartete Gruppe (ebenso merkwürdig scheint die Kopfbedeckung der zweiten Person nach r. gewesen zu sein).

TAFEL 8a, ABB. b. DIE RÜCKSEITE bietet eine andere Anordnung. Die Schrift ist in zwei übereinander geordnete Kolumnen geteilt, von der oberen sind fünf in scharlachroter, (No. II)[1] von der unteren drei in schwarzer Tinte (No. III) geschriebene Zeilen erhalten. Ein schmaler, von zwei roten Einfassungslinien begrenzter Zwischenraum trennt beide Textkolumnen

R. befindet sich ein Teil des in manichäischen Büchern immer über mehrere aufeinanderfolgende Seiten verteilten Titels (No. I). Er ist in verblaßter, mattgrüner Tinte geschrieben; eingefaßt wird er von den Ranken eines seltsam gefälligen Blumenornaments, die, in Gold und Farben ausgeführt, auf die Malereien des Oberrandes hinübergreifen. Wichtig ist die fünfblättrige Blume, die auch auf buddhistischen Malereien wiederkehrt.

Der obere Rand wird eingenommen von einer Gruppe musizierender Männer auf prachtvollem Ultramarin-Hintergrund, und zwar sitzt über dem Rankenwerk des Titels eine männliche Figur mit untergeschlagenen Beinen auf einem roten rechteckigen Teppich. Der Armstellung nach spielte er auf einer Art Streichinstrument. Die Bemalung des Gewandes ist abgerieben, Kopf und Schultern fehlen. Der in Grün und Gold gemalte Gegenstand oberhalb der l. Schulter ist vielleicht die gesäumte Ecke eines anderen Teppichs, der vielleicht als Weintafel zu denken ist, jedenfalls wird kaum ein anderer Musiker dort zu erwarten sein, da ob des Miniaturstreifens nur der etwa daumenbreite Außenrand zu fehlen scheint. Der nach l. hin fehlende Teil kann dagegen leicht noch einmal, ja doppelt so groß gewesen sein wie das erhaltene Bruchstück.

Eine Ornamentranke trennt diese r. allein sitzende Figur von einer Gruppe reichgekleideter männlicher Musiker, die in achtungsvoller Weise knieend auf einem schmalen grünen Teppich Platz genommen haben. Der erste dieser Musiker trägt ein rotes Gewand mit großem eingewebtem Blumenmuster in Goldbrokat; durch den beim Knien nach vorn verschobenen Seitenschlitz sieht man die blau und weißen Unterkleider. Die Hände sind in den Ärmeln verborgen; das Haupt bedeckt die eigentümliche Tiara, die wir aus den Wandgemälden der Turfaner Oase bereits als Kopfbedeckung der manichäischen Großen (und des höheren Hofgesindes?) kennen. Die ganze Haltung der Figur ist die noch heute in jenem Lande übliche Stellung der achtungsvollen Unterwerfung. Wahrscheinlich ist dieser Mann der Sänger des Musikerchores.

Die nächstfolgende Figur ist ähnlich gekleidet; sie spielt auf einem viersaitigen, lautenartigen Instrument, das der indischen *vīṇa* ähnelt und augenscheinlich mit einem (hier rotgemaltem) Plektrum gespielt wurde. Am Rande erscheint der Arm einer dritten, durch Abreißen zerstörten Gestalt.

DER TEXT.

Vorderseite.

Türkisch.

1. tutsar „ t(ä)rtrü törü tutuγmaγ kirtgünsär
2. kirtgünčsüz küniči i[kil] tiligči bolsar
3. anï . . . . uyu bilmäk k(ä)rgäk „

Deutsch.

1. wenn er halten sollte, wenn er an ein verkehrtes Gesetz glauben sollte,
2. wenn er ein ungläubiger Neider, ein falscher Gebete Betender sein sollte:
3. [dann] ist es nötig . . . . zu verstehen und wissen

Rückseite.

I. Teil des Titels in olivengrüner Schrift (zwischen den Ranken) . . *tört [i]lig t(ä)ngrilär* = [die] vier fürstlichen Götter.[2]

---

[1] Umschrift und Übersetzung unten unter I, II, III.

[2] Die „vier fürstlichen Götter" dürften entsprechen dem *„viergestaltigen* (τετραπροσωπος) *Vater der Größe"*, nämlich der *„Vierheit des manichäischen Glaubensbekenntnisses": Gott, sein „Licht", seine „Kraft" und seine „Weisheit", Fihrist 336, 6, dort die „vier Großherrlichkeiten"* genannt. (*Kessler, Mani,* S. 359.)

II. Obere Kolumne (rot):

Türkisch.	Deutsch.
1. *bitigi kirtü y(a)ruq*	1. (seine) Schrift, die wahren lichten
2. *savlar t(ä)ngri bilgä*	2. Worte, Gottes weises
3. *biligi bölük [bö]lük*	3. Wissen, sehr, sehr
4. *tat(a)γl(a)γ* (oder *tatïγlïγ) nom yir suv*	4. süßes Gesetz, die Erd- und Wasser-
5. *yirtinčüsi ät'öz*	5. welt, der Körper ...

III. Untere Kolumne (schwarz).

Türkisch.

1. *qutluγ ilig ai t(ä)ngridä*
2. *qutbulmïš qut ornanmïš*
3. *alp[ïn ärdämin il t]utmïš*

Die *Untere Kolumne* (III) ist ein Teil des Titels eines uigurischen Fürsten. Wäre dieser Titel ganz erhalten, so würde er vielleicht wichtige Anhaltspunkte für das Datum des Fragments liefern können. Es sind bereits vier Könige bekannt, deren Titel mit den Worten *ai t(ä)ngridä qut bulmïš* beginnen. Nämlich die Chane *Ai t(ä)ngridä qut bulmïš külüg bilgä χaγan* (789—790); *Ai t(ä)ngridä qut bulmïš alp bilgä χaγan* (um 808); *ai t(ä)ngridä qut bulmïš alp bilgä χaγan* (gest. 832); *ai t(ä)ngridä qut bulmïš alp külüg bilgä χaγan* (um 833).[1]

Tafel 8a und 8b, Abb. c.

Bruchstück eines illuminierten manichäischen Buchblattes

Kat. No. I B 4965 * Größe: 6,5 × 6,6 cm * Fundort: Chotscho * Alter: 7. oder 8. Jhdt. (?)

Unter unseren manichäischen Funden ist dieses Bruchstück besonders wichtig, weil die darauf gemalten Miniaturen an eine der berühmtesten, deutlich hellenistischen Einfluß zeigenden Skulpturen der sassanidischen Epoche erinnern.

Welche Seite des Blattes als Vorderseite zu bezeichnen ist, vermögen wir nicht zu sagen. Der schmale Rand oberhalb der Miniaturen dürfte zwar der Heftfalz sein (der Außenrand ist gewöhnlich breiter), sein Vorhandensein genügt aber in diesem Falle nicht, um Vorder- und Rückseite zu bestimmen.

TAFEL 8b, ABB. c. Die Darstellung mahnt lebhaft an die Reliefskulpturen an dem Bogen des Denkmals des sassanidischen Königs Chosrau II (590—628) zu Ṭāq-i-Bōstān bei Kermanschah.[2] Denn auch hier steht eine Trias von Figuren unter einem Architekturbogen, auch hier erscheinen, in den Zwickeln am Oberteil des Bogens rechts und links, geflügelte Engel-*(Nike)*-gestalten, die den Bogenscheitel mit einem Hoheitssymbole krönen.

Der Hintergrund der Miniatur ist wiederum Ultramarinblau, das an manchen Stellen fast ganz abgefallen ist, aber dem Papier dort eine schöne lichtblaue Farbe mitgeteilt hat.

Der Bogen ist nach Innen durch einen schmalen Goldstreifen abgegrenzt, auf dem irgendwelche Gliederung durch Striche nicht erkennbar ist, jedoch scheint der Streifen auf seiner Außenseite mit einer sehr feinen schwarzen Wellenlinie eingefaßt zu sein.

Die Ornamente des Bogens sind gänzlich verwischt, wahrscheinlich bestanden sie, wie auf dem Bogen des Ṭāq, in einem Blattgewinde, das nach unten vielleicht hier in roten Schärpenbändern endete. Man sieht wenigstens an dem r. aufsteigenden Teil des Bogens dessen Mitte mit mattrötlicher Farbe belegt. Vielleicht wurden diese (vermuteten) Stoffbänder aus den unteren Enden des Bogens herausgeführt, um außen die bekannten flatternden Schärpen zu bilden.[3]

In den Zwickeln r. und l. vom Bogenscheitel erblickt man zwei geflügelte Genien (Nikefiguren), die, mit der Brust und einem Arm auf dem Bogen ruhend, den anderen Arm nach einer dem Bogenscheitel aufgesetzten Krone ausstrecken. Der Genius im l. Zwickel ist sehr stark zerstört, der im rechten läßt noch folgende Einzelheiten erkennen. Auf dem Kopf, dessen Farben

[1] Vergl. Schlegel, *Die chinesische Inschrift auf dem uigurischen Denkmal in Kara Balgassun*, Helsingfors 1896, S. 3 ff.

[2] Vergl. Herzfeld, *Am Tor von Asien*, Berlin, D. Reimer 1920, S. 71 ff.

[3] Vergl. auch Rawlinson, *Seventh Oriental Dynasty*, London, 1876, S. 602, (nach Flandin).

stark abgerieben sind, trägt er eine nach oben sich verbreiternde, hutartige Krone, die, unten blau und oben mit Gold (und Rot?) eingefaßt, vorn mit einer weißen zweiflügeligen Schleife mit goldener Scheibe verziert ist. Der Nimbus war carminrötlich; die Gewandung besteht aus einer grünen Ärmelweste, sichtbar am Halse und am Unterarm, und einem blauen Oberrock. Der r. Flügel nur ist erhalten; er wird durch mit leuchtendem Rubinrot gegliedertes Blattgold dargestellt. Die l. Hand ist in der Vorzeichnung undeutlich erhalten; sie berührt den Halbmond auf der r. Seite der auf dem Bogenscheitel ruhenden Krone.

Diese ähnelt in der Form der von dem beschriebenen Genius getragenen. Ein horizontaler Goldstreifen teilt sie in zwei ungleiche Hälften, deren untere blau, die obere rotviolett gemalt ist. Den Kronenrand zieren drei Halbmonde und zwei dazwischen angebrachte Schmuckscheiben, die vermutlich durch rote, konzentrische Kreislinien verziert waren. Ob die rundlichen Gebilde in den Halbmonden ebensolche Scheiben, oder aber menschliche Köpfe waren, steht dahin. L. auf der blauen Fläche der Krone erscheint eine Reihe von 5 oder 6 rechteckigen Ornamenten, deren Bedeutung uns unbekannt ist.

Von dem Genius im l. Zwickel des Bogens erkennen wir Teile des Nimbus, des Haars, der Schleife mit Goldscheibe und des r. Flügels mit Andeutungen der Hand und des Armes im blauen Ärmel. Alles übrige ist zerstört.

Unterhalb des Bogens sieht man Reste einer manichäischen Trias. Die Hauptfigur, eine größer gemalte Gottheit, nimmt die Mitte der Darstellung ein, r. steht eine Begleitfigur. (Die zur L. ist abgerissen.) Beide tragen die seltsame Krone, von der wir schon zwei Beispiele geschildert haben, nur ist die der Hauptfigur durch mehrere Goldstreifen verziert und die Anordnung der Farben eine andere. Auch scheint der Goldstreifen am oberen Rand eine Reihe Perlen getragen zu haben.

Außerdem aber trägt die Hauptfigur über der scheibenbesetzten Schleife ihrer Krone noch einen weiteren Schmuckaufsatz, den wir für einen kleineren menschlichen Kopf mit einer ganz ähnlichen Krone halten. Die Farben des Gesichtes sind leider vollkommen abgerieben.

Auch vom Gesicht der Hauptgottheit ist außer einigen Resten von schwarzem Haupthaar und einem Teil des weißen Kopftuchs(?) r. unterhalb der Krone nichts erhalten. Der Nimbus scheint aus zwei konzentrisch geordneten Scheiben bestanden zu haben — die innere war rötlich, die äußere grün mit durch eine schwarze Linie begrenztem Rand. Zwischen den Nimben der drei Figuren scheint r. und l. je eine goldene Scheibe geschwebt zu haben. Die r. ist erhalten, von der zur L. sieht man nur etwas Gold. Eigentlich würden wir hier Sonne und Mond erwarten.

Die Begleitfigur r. trägt eine Krone in den Farben der auf dem Bogenscheitel ruhenden, die übrigens auch von der Siegesgöttin r. getragen wird[1] — die Krone der Hauptgottheit ist zwar in denselben Farben ausgeführt, doch ist ihre Anordnung eine andere. Der Nimbus war rötlich, ebenso der Ärmel des r. Unterarms und der Gurt, an dem r. und l. goldene, in Schleifen geschlungene Anhängsel getragen werden. Das Gewand ist grün mit breitem goldenen Halsband. In der L. trägt diese Figur einen in weiß und rot gegliederten Gegenstand auf dem eine goldene Scheibe ruht: leider ist dieser Teil des Bildes derartig beschädigt, daß man nichts mit Sicherheit erkennen kann.

R. vom Bogen scheint Rankenwerk zerstört zu sein.

TAFEL 8a, ABB. c. Auch hier betrachtet man die Reste eines interessanten Bildes mit den Qualen ungelöschten Wissensdurstes.

Die Mitte der Miniatur wurde eingenommen von der Gestalt einer Gottheit mit Kopf- und Körper-Nimben, deren Rundung, wie der Bogen der Seite a, in den oberen Ecken je einen Zwickel frei läßt. Auch hier erscheinen Siegesgenien, die den auf der anderen Seite vorkommenden ganz ähnlich sind. Sie scheinen mit ihren aus goldbrokatenen Ärmeln hervorgestreckten, aber zerstörten Händen eine seltsame, mit dem hinteren Teil ihres Reifs auf dem Kopfnimbus ruhende Ringkrone zu stützen. Die Schattierungen oder Gliederungen auf den goldenen Ärmeln sind in blasser Karminfarbe ausgeführt.

Äußerst merkwürdig ist die Krone. Sie besteht aus einem innen glatten, außen mit goldenen Perlen besetzten Reif, auf dessen Vorderteil eine ovale Scheibe (mit darüberstehendem Halbmond(?) oder anderem Schmuck) angebracht ist. Auf den Seiten der Krone erheben sich rankenartig gewundene Verzierungen, in denen wir stilisierte Adlerflügel zu erkennen glauben. Auf der l. Seite ist die Darstellung verworrener als r. und fast sieht es aus, als hielte die Hand der Siegesgöttin einen goldenen Gegenstand unbestimmbarer Form an den l. Flügel der Krone hin.

---

[1] Die Farben der Kronen können bei Königsbildern sehr wichtig sein, vergl. *Ḥamza Ispahānī* bei *Flügel, Mani,* S. 146 „(die Farbe der Krone) war z. B. grün in gold bei Ardaschîr, rot in grün bei unserem Sâbûr. . . . himmelblau mit zwei goldenen Hörnern oder Spitzen und mit goldenem Mond bei Bahrâm ben Bahrâm usw., alles nach dem Buche كتاب صور ملوك بنى ساسان, das die Bildnisse der Sâsâniden enthielt." Bei Götterbildern vollends erlangen die Farben rituelle Bedeutung.

Unter der Krone sehen wir den Nimbus. Er ist nicht ganz kreisrund und besteht aus vier ungefähr konzentrischen Teilen, Bändern oder Scheiben. Die innere, das Haupt umgebende Scheibe ist von Blattgold mit einer schwarzen, sechsmal nach innen ausgebuchteten Schmucklinie. Die nach außen folgende Scheibe stellt sich weiß dar, war aber früher ultramarinblau. Auf diese folgt eine rotviolette, noch die Reste von 9 menschlichen Köpfen tragende Scheibe und endlich der äußere Rand, der mit pastosem Grün gedeckt ist.

Im Ganzen dürften zwölf Köpfe auf dem Nimbus gestanden haben; die erhaltenen tragen alle die zweiflügelige weiße Schleife mit der goldenen Scheibe.

Um den Rand der Aureole herumgelegt sieht man, in Goldblatt mit schwarzer Gliederung ausgeführt, die Hörner der Mondsichel oder jedenfalls hörnerartige Gebilde. Ob die Gliederung Windungen andeuten soll, oder ob der innere Rand als Blattrippe zu denken ist, von der längliche Blätter nach außen und unten herabhängen, wissen wir nicht. Unserer Ansicht nach haben wir es hier mit einer Form der stilisierten Mondsichel (des „Halbmondes") zu tun, der bei anderen Bildern schon erwähnt ist. Die Mandorla l. ist zerstört; an ihrem Rande sieht man noch Blattwerk und Gold, sowie einen Granatapfel an goldenem Ast.

Ob auf dieser Miniatur ein Gott oder ein Mensch dargestellt ist, wissen wir nicht, möchten aber eher glauben, daß wir ein Götterbild vor uns haben. Vielleicht ist es ein Bild des „Gottes der Lichterde" mit seinen zwölf Großherrlichkeiten oder Aeonen[1], vielleicht auch der Lichtgott selbst mit seinen zwölf Elementen.

Wenn ein Mensch dargestellt ist, könnte man eigentlich nur an Mani selbst denken; die zwölf Köpfe in der Aureole dürften dann seine zwölf Jünger versinnbildlichen.[2] Wir möchten aber, schon weil diese Darstellung von dem öfter erwähnten Wandgemälde (Taf. 1, Abb. a) abweicht, lieber glauben, daß der Lichtgott selber oder der Gott der Lichterde hier gemeint ist. Aber wir können nur Vermutungen aussprechen, zumal die Figur zwar Sonne und Mond als Attribute im Nimbus trägt, diese Attribute aber konventionell dargestellt sind, und nicht, wie bei solchen wichtigen Göttern doch zu erwarten wäre, die bei dem Bilde unseres vermeintlichen Mani (Taf. 1, Abb. a) dargestellte natürliche Form der beiden Gestirne zeigen.

Tafel 8a und 8b, Abb. d. Illuminiertes Buchblatt mit manichäischen Darstellungen auf beiden Seiten

Kat. No. I B 4959 * Größe: 11 × 8,2 cm * Fundort: Chotscho, Ruine α * Alter: 9. Jhdt. (?)

TAFEL 8a, ABB. d. DIE VORDERSEITE (?) bringt neben 6 fragmentaren Zeilen eines in roter manichäischer Schrift geschriebenen mittelpersischen Textes das Bruchstück eines die äußere Seite des Buchblattes zierenden Miniaturenstreifens mit Darstellungen von Göttergruppen. Nur eine dieser Gruppen ist vollständig erhalten, sie besteht aus zwei nebeneinander knieenden Dämonengestalten.

Die Grundierung ist ultramarinblau; beide Dämonen knieen auf einer roten, lotusähnlichen Blume mit goldenem, die hervortretenden Kerne zeigenden Fruchtboden. Die Blume ist dem Maler etwas zu klein geraten, so daß das linke Knie der inneren (linken) Figur in der Luft zu schweben scheint.

Die äußere (rechte) Figur der Gruppe ist in einen Rock gekleidet, der eine Abwandelung des im ersten Bande geschilderten iranischen, aus Gandhāra übernommenen Panzers ist.[3] Der Kragen ist in Goldblatt ausgeführt, auf dem die Panzerplättchen mit schwarzen Strichen angedeutet werden. Die ovalen Schutzplatten des Brustpanzers und die Wehrärmel des Oberarms sind in Blau, Körperpanzer und Wehrärmel der Unterarme in Grün wiedergegeben: der Panzer ist aber vollkommen mißverstanden und aus der verschiedenfarbig bemalten Rüstung ist hier ein aus weichen faltigen Stoffen zusammengenähtes Kleid geworden. Nur der untere Teil des Panzers ist unverändert geblieben; man erkennt deutlich den großen Plättchenschurz für Hüftgegend und Oberschenkel, der in Rot, Blau und Gold ausgemalt ist. Ein roter Schärpen-Gürtel umschließt die Körpermitte.

Ein grünes Untergewand wird an den Knieen sichtbar; als Waffe wird ein blauer Axthammer an goldenem, (zufällig?) leicht gebogenem Stiel getragen. Die linke Hand ist in Lehrstellung erhoben.

Auf diesem Körper erhebt sich ein interessanter Kopf. Das Gesicht ist fleischfarben und mit weißer Deckfarbe und feinen roten Linien gegliedert. Die starke Nase zeigt eine kühne Krümmung; das Haupthaar ist schwarz und, wie der Schnurrbart und

[1] Flügel, *Mani*, S. 276.
[2] Ibid., S. 174, Anm. 62.
[3] Vergl. A. v. Le Coq, *Buddh. Spätantike, Plastik*, D. Reimer, Berlin 1922, Taf. 28 und begleitenden Text. Auf den Wandgemälden von Tempel Nr. 9, Bäzäklik, finden sich zahlreiche Beispiele dieser auf Mißverständnis beruhenden Abwandelung (e. g. *Chotscho*, Taf. 34).

die zwei seltsamen seitlichen Bartlöckchen, sorgfältig geringelt. Auf den Nacken fällt das Haar in Massen herab. Die weit aufgerissenen Augen und die beiden Hauzähne in den Mundwinkeln lassen die Gottheit als Dämonen erkennen. Der das Haupt umgebende rote Nimbus ist gerandet. Als Kopfbedeckung dient ein weißes Tuch, auf dem eine goldene, aus blattförmigen Gebilden zusammengesetzte Krone getragen wird. Täuschen wir uns nicht, so tritt ein Teil des weißen Kopftuches vorn, in der Mitte der Krone, zu Tage.

Die Gestalt zur L. trägt nur einen roten Überwurf und das indische Hüftentuch *(dhoti)* in Grün und Gold. Das volle Gesicht mit aquiliner Nase ist umrahmt von einem blauschwarzen Vollbart, auf den der Schnurrbart herabfällt.

Die Augen blicken drohend; sie sind weit geöffnet und verleihen dem Gesicht den dämonischen Charakter.

Das Haar ist aufgebunden und bildet einen Schopf, der oben mit einem grünen Bande umwunden ist. Die Krone, von der hinten ein weißes Tuch als Nackenschutz herabhängt, besteht aus einem goldenen Reif mit einem Aufsatz auf der vorderen Mitte; dieser Aufsatz trägt einen halbkugeligen, in Gold gefaßten grünen Edelstein. Etwas weiter nach l. ist eine goldene Scheibe (mit konzentrischen Kreislinien) an dem Stirnreif befestigt. Der Oberrand der Scheibe ist durch einen Bruch des Papiers etwas beschädigt; einen mondsichelartigen Aufsatz, wie ihn Grünwedels Zeichnung dieser Gottheit bringt[1], vermag ich nicht zu erkennen. Ich halte diese Scheibe für das von dem Maler durch Nachlässigkeit zu weit nach rechts gesetzte Gegenstück zu der Scheibe, die über dem rechten Ohr der Gottheit erscheint. Auch sie ist eine einfache goldene, durch zwei konzentrische Kreise gegliederte Scheibe. Eine *yoni* enthält sie, entgegen Grünwedels Behauptung[1], nicht. Diese Scheibe ist ohne jede Beschädigung erhalten. Die Gottheit trägt dieselben Ohrringe wie die Nachbarfigur; der berandete Nimbus ist grün.

Die l. Hand ist lehrend erhoben; die R. trägt eine goldene Schale mit einem grünen Fisch, ein Attribut, das wir auf der westlichen Anlage des großen *buddhistischen* Ruinenkomplexes bei Tumschuq in Ton modelliert noch einmal aufgefunden haben.

Unter dieser Gruppe sind die Nimben von zwei anderen Gottheiten erhalten, mit einem Teil des Kopfputzes und des Gesichts der einen. Dieser Kopfputz kommt häufig vor; er besteht augenscheinlich aus zwei in eine große Schleife gebundenen Enden eines weißen gestärkten Kopftuches, oder aber aus einer großen, an einem schmalen Bande auf dem Kopf befestigten zweiflügeligen Schleife, an der vorn ein goldenes Ornament (Schmuckscheibe) befestigt ist. Beide Götter tragen goldene, in eine dreiblättrige farbige Blume auslaufende Szepter.

Wer die dargestellten Götter sind, vermögen wir nicht zu sagen.

TAFEL 8b, ABB. d. Auf der RÜCKSEITE (?) befand sich ebenfalls eine Reihe vom Außenrand des Blattes begrenzter, über einander geordneter Miniaturen. Sie waren augenscheinlich durch horizontale Streifen Blattgold von einander getrennt.

Auch diese Miniatur hat einen ultramarinblauen Grund; ihr Gegenstand ist eine anscheinend allegorische Handlung, deren Schlüssel einstweilen noch fehlt.

Am Rande, ganz l., steht in ungeschickter Haltung eine nur mit dem Hüftschurz bekleidete Männergestalt. Die Arme hängen herab, das linke Bein ist einwärts gestellt und obwohl die Züge stark zerstört sind, scheint auch im Gesicht eine schon durch die Haltung angedeutete Gemütsbewegung, Überraschung oder Angst, ausgedrückt zu sein. Merkwürdig ist die Haartracht: unter den zwei in die Stirn herabhängenden Löckchen sieht man einen vorn mit einer roten Linie abgegrenzten, weiß gemalten Hautstreifen, hinter dem die Ansatzlinie des Haares erscheint — deutlicher ist dieser Streifen bei der nächsten Person nach r. zu erkennen. Ob er etwa eine ausrasierte Fläche vorstellen soll, wissen wir nicht.

Vor dieser staunend stehenden Person ist eine grüne, gebundene Garbe dargestellt; weiter unten erscheinen zwei nach l. gerichtete fleischfarbene Fußsohlen (also nicht Fußabdrücke). Was ihre Bedeutung ist, ist unklar; sollen sie vielleicht die Spur eines Menschen vorstellen (etwa wie die Fußspuren in aztekischen Bilderschriften), der seine Schritte nach l. gerichtet hat? Weiter nach r. steht, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden(?), eine der ersten Gestalt ganz ähnliche menschliche Figur; ein (zu klein gezeichneter) Stierkopf ist dieser Person an einer weißen Schnur auf die Brust gehängt. Vor diesem Gefesselten steht r. ein Mann im roten Überrock, mit blauen Ärmeln (der Ärmelweste) und blauem Gurt; ein weißes Hemd(?) mit rotem Zierstrich zeigt sich zwischen den Rockschößen. Dieser Mann hält in der R. einen über die Schulter gelegten Stab; die L. mit erhobenem Zeigefinger erhebt er warnend oder drohend gegen die zwei halbnackten Personen.

Am abgerissenen Ende r. ist noch ein Stück von Nacken, Haupthaar und Kleid einer nach r. gewendeten vierten Person erhalten.

Oberhalb des oberen Trennstreifens aus Blattgold sind noch einige Reste des darüber geordneten Bildes sichtbar; es scheinen Gewandteile zu sein.

[1] Grünwedel, *Alt-Kutscha*, S. I. 79, Abb. 74 u. Text S. I 81.

LISTE EINIGER WICHTIGERER QUELLEN ZUR KENNTNIS DES MANICHÄISMUS

*(Original-Nachrichten sind mit einem * versehen)*

Alfaric, R., *Les écritures manichéennes,* I, II, *Revue d'histoire et de litt. relig.,* VI, 1920.

Baur, Ferd. Christian, *Das manichäische Religionssystem, Tübingen* 1831.

Beausobre, de, *Histoire critique de Manichée et du Manichéisme,* Amsterdam 1734, 2 Bände.

Blochet, E., *Les origines de la peinture en Perse,* Gazette des Beaux-Arts, 3 Pér. 34, 1905.

Bousset, W., *Hauptprobleme der Gnosis,* Göttingen 1907.

Chavannes, Ed., *Le nestorianisme et l'inscription de Kara-Balgassoun,* Journal asiatique, janv.-fév. 1877.

*Chavannes, Ed. et Pelliot, P., *Un traité manichéen retrouvé en Chine,* 2 Abteilungen. Journal asiatique, nov-.déc. 1911 u. 1913.

*Crum, W. E., A *„Manichaean" fragment from Egypt,* J. R. A. S., London 1919, p. 207.

*Cumont, Fr., *Recherches sur le manichéisme. I. La cosmogonie manichéenne,* Brüssel, 1908 (vergl. auch Kugener).

—, *Mânî et les origines de la miniature persane,* Revue archéol., juill -déc., 1913, Paris.

Devéria, G., *Musulmans et manichéens chinois,* Journal asiatique, nov.-dec. 1897.

Evans, A. S., *Through Bosnia and the Herzegóvina,* (*Historical Sketch of Bosnia* pp. XIX—LXIII) London, Longmans 1876.

*Flügel, G., *Mani, seine Lehre und seine Schriften,* Leipzig, 1862.

Gauthiot, Rob., *Quelques termes techniques bouddhiques et manichéens,* Journal asiatique juill.-août 1911.

Geiger und Kuhn, *Grundriß der iranischen Philologie,* Straßburg 1904.

Germann, W., *Die Kirche der Thomaschristen,* Gütersloh, 1877.

Gieseler, T. K. L., *Historia des Petrus Siculus,* Göttingen 1846.

*Grünwedel, A., *Bericht über archäolog. Arbeiten in Idikutschari,* Abhdlg. d. Kgl. Bayer. Ak. d. Wiss., I. Kl. XXIV. Bd. I. Abt. München, G. Franz'scher Verlag 1906.

*—, *Altbuddhistische Kultstätten in Chines.-Turkistan,* Berlin 1912.

—, *Alt-Kutscha,* Tafelwerk, Berlin, Elsner 1920.

Gressmann, Hugo, *Das religionsgeschichtliche Problem des Ursprungs der hellenist. Erlösungsreligion.* Zeitschrift für Kirchengeschichte XL. Band, neue Folge III und XLI. Band, neue Folge IV.

Haneda, Tōru, *Hashi-kyo zankyo ni tsuite, The new-found Fragments of the Persian Scriptures,* in Tōyogakuho, Tōkyō, Bd. II, Mai 1912.

Harnack, Adolf, *Manichaeism,* Encyclop. Brit., 9th ed., vol. XX, New York, Scribner's 1883.

Hegemonius, *Acta Archelai,* herausgeg. v. Ch. H. Beeson, Leipzig, 1906.

Kessler, G., *Untersuchungen zur Genesis des manichäischen Religionssystems,* Doktor-Dissertation, Marburg, 1876.

—, *Mani, Manichäer,* in Herzog-Plitt's R. E. IX, 223—59.

*—, *Mani, Forschungen über die manichäische Religion,* Berlin 1889.

*Kugener, M. A. et Cumont, Fr., *Recherches sur le manichéisme* II et III, Brüssel 1912 (vergl. Cumont).

*v. Le Coq, A., *Ein manichäisch-uigurisches Fragment aus Idiqut-Schahri,* Sitzber. Kgl. preuß. Akad. d. Wiss., Berlin, 1908.

*—, *Köktürkisches aus Turfan,* ibid. 1909.

*—, *Ein christliches und ein manichäisches Manuskript-Fragment in türkischer Sprache aus Turfan,* ibid. 1909.

*—, *Chuastuanift, ein Sündenbekenntnis der manichäischen Auditores,* Anh. z. d. Abh. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss., Berlin 1911.

*—, *Dr. Stein's Turkish Khuastuanift from Tun-huang,* J. R. A. S., London, April 1911.

*—, *Ein manichäisches Buchfragment aus Chotscho,* Festschrift Vilhelm Thomsen, Leipzig, 1912.

*—, *Türkische Manichaica aus Chotscho* I, Anh. z. d. Abh. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. 1912.

*—, *Chotscho,* (Tafelwerk), Dietrich Reimer, Berlin, 1913.

*—, *Türk. Manichaica aus Chotscho* II, Anh. z. d. Abh. 1916.

*—, *Türk. Manichaica aus Chotscho* III, ibid. 1922.

Lidzbarski, M., *Die Herkunft der manichäischen Schrift,* Sitzber. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss., Berlin, 1916.

—, *Ein manich. Gedicht* (NGG. 1918).

—, *Die Münzen der Characene mit mandäischen Legenden. Mani auf Münzen seiner Zeit,* (mit Tafel) in Zeitschrift f. Numismatik, Bd. XXXIII, Heft 1 u. 2, Berlin, Weidmann, 1921, S. 83.

Lombard, A., *Pauliciens, Bulgares et Bons-Hommes en Orient et en Occident,* Genf, 1879.

Lüders, Heinrich, *Über die literarischen Funde von Ostturkistan.* Sitzber. Kgl. pr. Ak. d. Wiss. VI, 1914.

*Margoliouth, D. S., *Notes on Syriac Papyrus fragments from Oxyrhynchus.* Jounal of Egypt. Archaeology, Bd. 2, London 1915.

Marquart, J., *Historische Glossen zu den alttürkischen Inschriften,* Wiener Zeitschrift f. d. Kunde des Morgenlandes XII. Bd.

—, *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge,* Leipzig 1903, S. 87 ff.

Mitchell, C. W., *St. Ephraims Prose Refutations of Mani, Marcion and Bardaisan,* 1912.

Montgomery, J. A., *The original script of the Manichaeans,* Museum Journal, University of Pennsylvania, Philadelphia. 1912.

—, *Aramaic Incantation-Texts from Nippur,* Philadelphia. 1913.

*Müller, F. W. K., *Handschriften-Reste in Estrangelo-Schrift,* aus Turfan, I, Sitzber. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss., Berlin, 1904.

*—, *Handschriften-Reste,* II, Anh. z. d. Abhdlg. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss., Berlin 1904.

*—, *Eine Hermas-Stelle in manichäischer Version,* Sitzber. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. 1905.

*—, *Der Hofstaat eines Uiguren-Königs,* Festschrift Vilhelm Thomsen, Harrassowitz Leipzig, 1912.

*—, *Ein Doppelblatt aus einem manichäischen Hymnenbuch (Maḥrnâmag),* Abh. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss., Berlin 1913.

*—, *Manichäische Texte aus Turfan* (In Vorbereitung).

Nöldeke, Th., *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden.* Brill, Leyden, 1879.

*Oldenburg, S. von, *Russkaja Turkestanskaja Ekspedicija,* (Russisch). St. Petersburg, 1914.

Pelliot, P., *Les Mo-ni et le Houa hou King,* in Bull. École franç. d'Extr. Orient, Bd. III, 1903; vergl. auch Chavannes und Pelliot.

—, *Kao-Tch'ang, Qočo, Houo-Tcheou et Qarâ-Khodja* (avec note additionnelle de M. Robert Gauthiot), Journal asiatique, mai-juin 1912.

Peyrat, *Histoire des Albigeois,* Paris, 1882, 2 Bde.

Pognon, H., *Inscriptions mandaïtes des coupes de Khouabir,* app. II, *Extraits du livre des Scholies de Théodore bar Khouni.* Paris, Imp. nat. 1899.

*Radloff, Wilhelm, *Chuastuanit, das Bußgebet der Manichäer,* St. Petersburg, 1909.

—, *Nachträge zum Chuastuanit (Chuastuanvt), dem Bußgebet der Manichäer (Hörer),* in Izvestiya Imperatorskoĭ Akademii Nauk, St. Petersburg 1911.

Reitzenstein, R., *Das mandäische Buch des Herrn der Größe,* Sitzber. d. Heidelberger Ak. d. Wiss., Philos.-hist. Klasse, 1919.

—, *Die hellenistischen Mysterienreligionen,* Leipzig 1920.

—, *Das iranische Erlösungsmysterium,* Bonn 1921.

—, *Gedanken zur Entwicklung des Erlöserglaubens,* Histor. Zeitschrift (Meinecke u. Viegener) Bd. 126, Heft 1.

—, *Isidor Scheftelowitz, Die Entstehung der manich. Religion.* Aus den Götting. gelehrten Anzeigen 1923, Nr. 1—3.

—, *Mani u. Zarathustra.* Nachr. der Ges. d. Wiss., Göttingen, vorgelegt 12. Jan. 1923.

*Sachau, Ed., Literatur-Bruchstücke aus Chines. Turkistan, Sitzber. Kgl. pr. Ak. d. Wiss. 1905.

*Salemann, C., *Ein Bruchstück manichäischen Schrifttums im Asiatischen Museum,* Zapiski Imperat. Akad. Nauk VIII. Serie, Bd. VI, 1904.

—, *Manichäische Studien* I, ibid., Bd. VIII, 1908.

—, *Manichäische Studien* III—IV, St. Petersburg 1912.

Scheftelowitz, J., *Die Entstehung der manichäischen Religion und des Erlösungsmysteriums,* Gießen, 1922.

*Schlegel, G., *Die chinesische Inschrift auf dem uigurischen Denkmal in Kara Balgassun,* Mém. de la Société Finno-ougrienne, Helsingfors, 1896, Bd. IX.

Schmidt, K., *Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois,* Straßburg 1849.

de Stoop, A. Em., *Essai sur la diffusion du manichéisme dans l'empire romain,* Rec. de travaux publiés par la fac. de philos. e. de lettres, Gent, 1909.

*Thomsen, Vilhelm, *Ein Blatt in türkischer „Runenschrift" aus Turfan.* Sitzber. Kgl. pr. Ak. d. Wiss., XX, 1910.

von Wesendonk, O. G., *Die Lehre des Mani,* Leipzig, Harrassowitz, 1922.

Zaturpanskij, Dr. Choros, *Reisewege und Ergebnisse der deutschen Turfan-Expeditionen,* Orient. Archiv, Bd. III, Hiersemann, Leipzig, 1913.

ANHANG

BEITRÄGE ZUR KENNTNIS DER GESCHICHTE DES PAPIERS.

Kobert, R., *Über einige echte gefilzte Papiere des frühen Mittelalters,* „Ztschft. für angewandte Chemie", „Zentralbl. f. techn. Chemie", XXIII Jahrg. 1910, Heft 27, S. 1249ff.

—, *Über das älteste in Deutschland befindliche echte Papier.* In „Der Papier-Fabrikant", Festheft 1911.

Rejtö, A., Untersuchungsresultate von Urkundenpapieren alter und neuer Zeit (aus Ostturkistan). „Túrán", Budapest, Nov.—Dez. 1918.

Wiesner, J. v., *Mikroskopische Untersuchung alter ostturkestanischer und anderer asiat. Papiere etc.* Mit 18 Textfiguren. Denkschriften d. Kais. Ak. d. Wiss., math.-nat. Kl., Bd. 72 (1902).

—, *Über die ältesten bis jetzt aufgefundenen Hadernpapiere.* Sitzber. Kais. Ak. d. Wiss., 168. Bd., 5. Abh., 10. Mai 1911, Wien 1911.

INHALT

EINLEITUNG

DIE FUNDORTE

BESCHREIBENDER TEXT

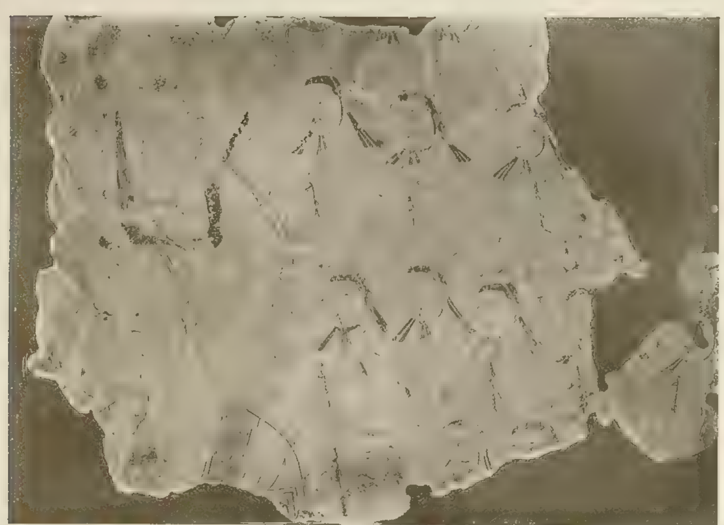
IM TEXT SIND EINGEFÜGT 11 ABBILDUNGEN UND KARTEN UND DIE TAFEL A MIT 4 LANDSCHAFTSBILDERN, ANGESCHLOSSEN SIND 9 LICHTDRUCKTAFELN, VON DENEN 6 FARBIG HERGESTELLT WURDEN



INHALT

EINLEITUNG

DIE FUNDORTE



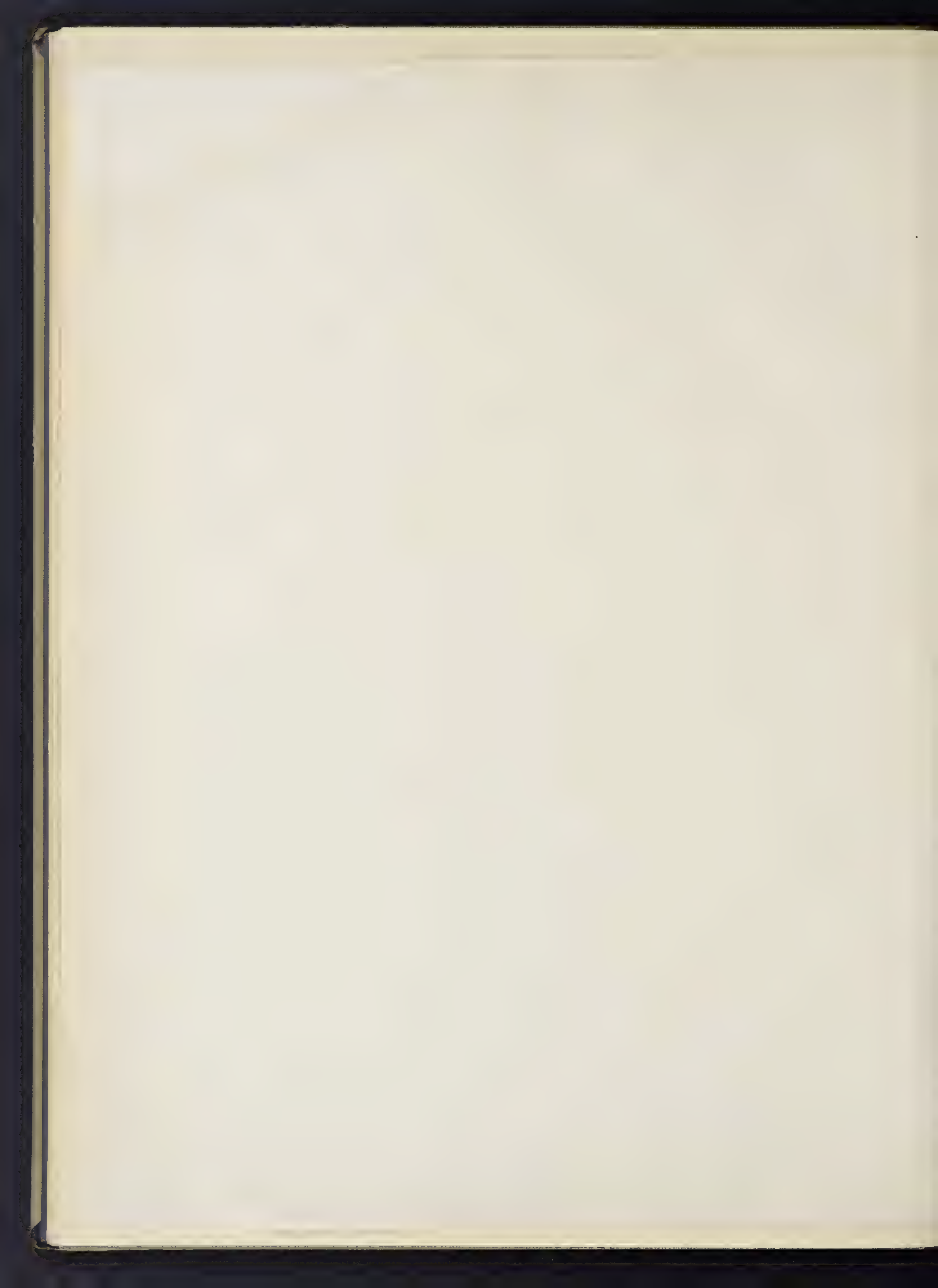
a. BRUCHSTÜCK EINES GROSSEN WANDGEMÄLDES
(PORTRÄT DES MANI?)



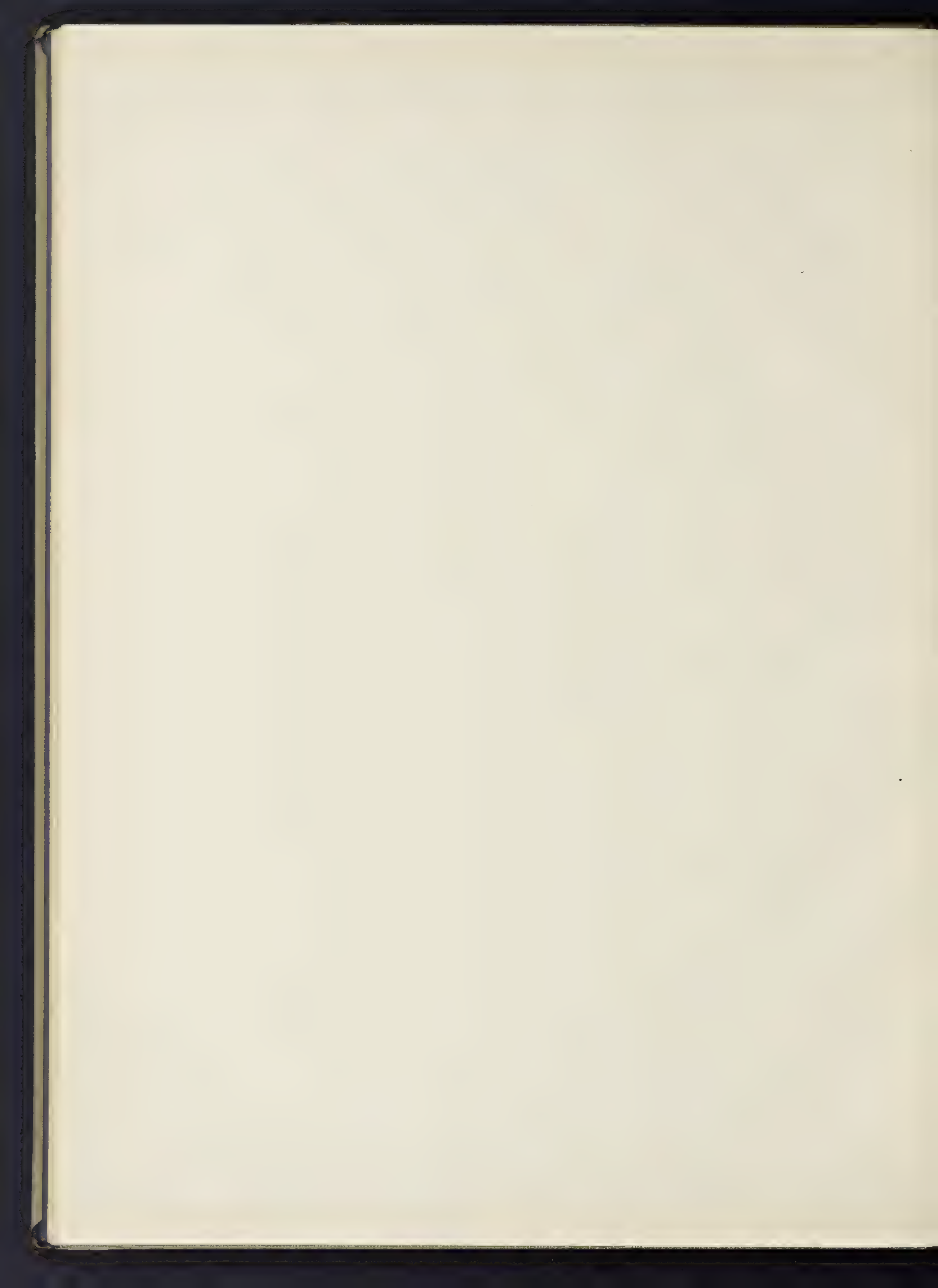
b. BRUCHSTÜCK EINES WANDGEMÄLDES: ZWEI MANICHÄISCHE ELECTI









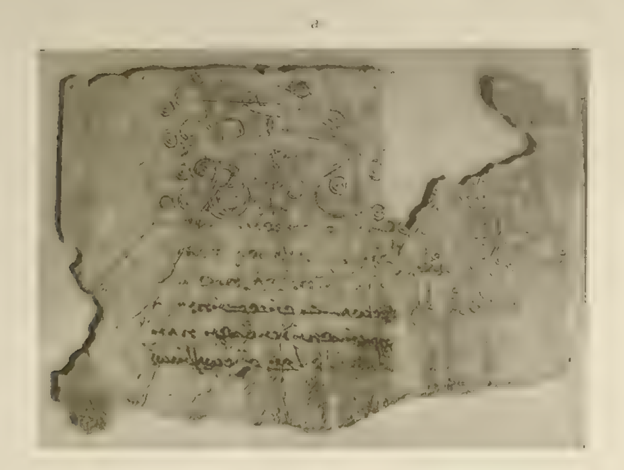




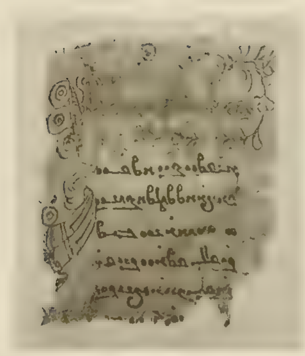
TITEL EINER MANICHAISCHEN BUCHROLLE



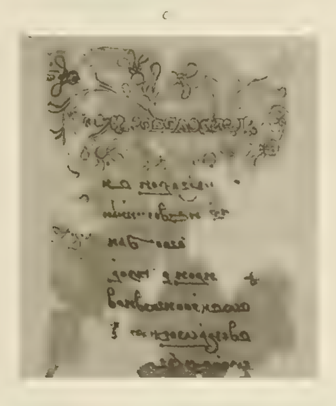
a



b



c







FRAGMENTE MANICHÄISCHER BÜCHER UND BUCHDECKEL





